No. 46. Jahrgang IV. **Allgemeine** Berlin, 14. November 1895.

Israelitische Wochenschrift

Herausgeber
A. Levin, Berlin.



Bezugspreis:
vierteljährl. 2 Mk.

Erscheint an jedem Freitag. Bezugspreis für das Ausland: Mk. 2,50. Zu beziehen durch die Post, unsere Expeditionen und den Buchhandel

Redaktion und Verlag: Gr. Hamburgerstr. 21.
Anzeigen, die Zeile 25 Pf., nehmen alle Annoncen-Expeditionen sowie unser Bureau entgegen.

Inhalt:

Die Abwehr des Antisemitismus.

Von M. A. Klausner.

Seit zwanzig Jahren ist unsere Glaubensgenossenschaft in Deutschland Zielpunkt gehässigster Angriffe. Unerhörte Verleumdungen hat man gegen unsere Religion und ihre Lehren gehäuft, uns alle wegen unserer Abstammung geschmäht und beschimpft, unsere staatsbürgerlichen Rechte, die nur Menschenrechte sind, bedroht.

Verderbte waren es, die unser Verderben verlangten, Ausgestoßene aus jeder sittlichen Gemeinschaft, die unsere Ausstoßung heischten, Meineidige, die uns der Untreue ziehen, Betrüger, die uns der Unredlichkeit bezichtigten, verlorene Söhne des Vaterlandes, die uns der Vaterlandslosigkeit beschuldigten. Mutlos nannte man die Söhne der Makkabäer, und wo eine Rotte sich vereinigte, einen alten Hausierer zu mißhandeln, schalt sie diesen einen Feigling, weil er in der Flucht vor der Menge Rettung suchen mußte.

Und nicht ohne Erfolg ist die antisemitische Bewegung geblieben. Was deren Führer und Förderer in dem großen Petitionssturm gefordert — Ausschließung der Juden von allen autoritativen Aemtern — das ist thatsächliche Uebung geworden.

In der Not, die uns bedrängte, hat es unserem leidgewohnten Geschlecht nicht völlig an Trost gefehlt. Die Edelsten der Nation thaten sich zusammen zur Abwehr des Unrechts, das uns widerfuhr, und unseres Kaisers Vater, dessen Gedenken in unseren dankerfüllten Herzen nicht verlöschen wird, brandmarkte als die Schmach des Jahrhunderts die gegen uns gerichtete Verfolgung.

Das war erhebend für uns, nicht blos nur unsretwillen, mehr noch als ein Beweis dafür, daß Gerechtigkeit lebendig wird und wirkt auch dort, wo man unter der Ungerechtigkeit nicht unmittelbar leidet.

Ehre den Männern, die für uns eingetreten sind, Ehre und unauslöschlicher Dank!

Wo aber waren unsere berufenen Vertreter? Was haben sie für uns gethan? Wie haben sie ihre Aufgabe erfüllt, Wächter der deutschen Judenschaft zu sein?

In allen den schweren Jahren, die jedem unter uns unausgesetzte Kränkungen brachten, haben sie geschwiegen und „sich nicht zu erkennen gegeben", obwohl man mit Fingern auf sie wies!

Nicht das geschriebene, doch das thatsächliche Recht hat man uns Stück um Stück entzogen, die Lästerung unserer Religionslehren und Religionsbücher, die Beleidigung unserer ganzen Gemeinschaft hat man straflos gemacht — von Rechts wegen — so daß jeder Bube uns beschimpfen darf; doch von unserer Vertretung kam kein Hauch eines Protestes oder einer Verwahrung, nur in ängstlicher Heimlichkeit und Stille versuchte man sich mit Eingaben ohne Kraft und Mark, und ihre Ergebnislosigkeit wurde wie eine Schickung ohne Widerspruch hingenommen.

Was kleine und kleinste Gemeinden — in Xanten, in Neustettin und anderwärts — gekonnt, das ging über die Kräfte der großen jüdischen Gemeinde Berlin, weil hier der Gemeinsinn fehlte, weil das Gefühl der Solidarität für unseren Glauben und sein Bekennen hier erloschen war.

Doch nein, nicht völlig passiv blieb unsere Gemeindeverwaltung: sie beschloß gegenüber der frechen antisemitischen Verleumdung, daß unsere heilige Religion die Unverbindlichkeit von Schwüren und Gelöbnissen ausdrücklich empfehle, das Kolnidre in der Mehrzahl der Synagogen abzuschaffen. In diesem Entschluß verriet sich nicht blos eine bemitleidenswerte Stumpfheit gegenüber jener ehrwürdigen Formel, die das zarteste Gewissen in Rücksicht jedes vermeintlichen Gelübdes und zugleich ein juristisch scharfes Unterscheidungsvermögen als ein Gemeingut Israels bekundet, darum die Welt uns beneiden dürfte, sondern mehr noch die zage Scheu vor dem schnöden Angreifer — als ob man durch Zugeständnisse dessen Angriffe mildern könnte. Pietätlosigkeit und Ignoranz, beide gleich schmachvoll, ließen im Tempel Israels den Antisemitismus triumphieren!

Nein, nicht völlig passiv blieb unsere Gemeindeverwaltung: sie beschloß gegenüber der frechen antisemitischen Verleumdung, daß uns, die wir für das deutsche Vaterland zu einer Zeit unser Blut hingegeben, als wir gegen dieses Opfer nur den

Verlust der staatsbürgerlichen Rechte, womit der Fremde uns beschenkt, einzutauschen hoffen durften, die Vaterlandsliebe fehle, in der Mehrzahl der Synagogen die Formeln abzuschaffen, die der Wiedererbauung Zions bittend gedenken und von Israel als von dem auserwählten Volke sprechen.

Auf diese Weise hat der Vorstand der jüdischen Gemeinde Berlin zu erkennen gegeben, daß unser Herrgott auf seine Zustimmung nicht rechnen darf, wenn es ihm gefallen sollte, die Feste Zion neu zu errichten — auf diese Weise hat der Vorstand der jüdischen Gemeinde Berlin die historische Thatsache aus der Welt geschafft, daß Israel die Mission erhalten, den Glauben an den alleinigen Gott zu verbreiten — auf diese Weise hat der Vorstand der jüdischen Gemeinde Berlin durch Verbeugungen den Antisemitismus bekämpft!

Wo aber hat der Vorstand der jüdischen Gemeinde Berlin zu einem männlichen Wort gegen den Antisemitismus den Mut, zu einer männlichen That gegen den Antisemitismus die Kraft gefunden?

Niemals und nirgend, in zwanzig Jahren nicht!

Die Mauern unseres Hauses brannten, und unseres Hauses Hüter wollten nicht löschen, weil sie das Wasser scheuten, und ihr Mangel an Herz versteckte sich hinter dem Vorwande, daß es ihnen an einem Mandat fehle. Sie regten keine Hand, um zu bessern, weil sie fürchteten, es könnte noch schlimmer werden.

Und es wurde schlimmer und schlimmer, auch da jene nichts thaten.

Wohl möglich, daß das Wort unserer Vertreter vergeblich verhallt wäre — sicher aber, daß ihr Schweigen unser Ansehen und unsere Würde nicht erhöht hat.

Wir Juden stehen in einem Kampfe, der voller Bitternisse ist. Wir haben ihn nicht gesucht, er ist uns aufgezwungen worden; doch da dies einmal geschehen, wollen wir ihn durchführen, zur Ehre Gottes, zur Ehre unseres heiligen Glaubens, in unerschütterlichem Vertrauen auf Gottes Hilfe und in aufrechtem Stolz auf unsere gute Sache.

In diesem Kampfe dürfen nicht ferner unsere Führer sein, die Schild und Schwert beiseite gelegt, um in Unbeweglichkeit zu hoffen, es möchte sie der Todesstreich verschonen. Wir dürfen zu unseren Vertretern nur Männer wählen, die der Vorfahren in freudiger Pietät gedenken und gleiche Pietät von den Enkeln verdienen wollen.

Das ist *unser* Programm — das ist *unser* Liberalismus.

Antisemitische Vorwürfe.

Von einem germanisierten Talmudjuden.

III.

Es ist aber nicht außer Acht zu lassen, daß wohlhabende Juden weit eher größere Ausgaben machen können, als gleich wohlhabende Christen. Caeteris paribus hat der reiche Christ einen Sohn, Schwiegersohn oder gar mehrere, denen er jahrelang Zuschuß geben muß, weil sie mit ihrem Offiziers-, Beamtengehalt ꝛc. nicht standesgemäß leben können. Der reiche Jude hat dergleichen Zuschüsse fast nie zu zahlen. Seine Söhne, Schwiegersöhne erwerben meist selbst, im schlimmsten Falle ist einer Privatgelehrter mit geringem oder keinem Einkommen, aber solche Leute brauchen in der Regel nicht viel. Die Staatsweisheit, welche den Juden unrentable Ehrenämter vorenthält, setzt sonach die Juden in den Stand, sich mehr bene zu thun, mit oder ohne Absicht den Protzen zu spielen. Das ist auch ein Grund mit, daß die Juden für Wohnungen mehr Geld ausgeben können. Ein Grund freilich nur unter vielen anderen. Die übrige nüchterne Lebenshaltung ist ein allgemeinerer, und Geschäftsrücksichten sind ein besonders stark mitsprechender Grund. Man spricht in Berlin so oft davon, daß so viele Juden im Tiergartenviertel wohnen. Ob wirklich eine relativ zu große Zahl dort wohnt, weiß ich nicht. Aber wunderbar wäre es nicht. Der jüdische Kaufmann, Bankier kann ja kaum durch etwas anderes als durch seine Wohnung gerade zeigen, daß er zu den „höheren" Schichten seines Standes gehört, und natürlich wählt er eine solche Wohnung, auch wenn ihm das Geldopfer vielleicht nicht ganz leicht fällt. Er thut dies weniger um zu prunken, als aus Geschäftsrücksichten. Die Wohnung in der Tiergartenstraße ist oft weiter nichts als eine Reklame für das Mäntelgeschäft am Hausvoigteiplatz, und die Wohnung in der Bellevuestraße nur die ungern in Kauf genommene Folge des Geschäfts in der Leipzigerstraße.

Vor vielen Jahren, als die antisemitische Bewegung bereits im Gange war, besuchte ich einmal einen Herrn, der in der Aristokratie wie auch in der katholischen Kirche eine hervorragende Stellung einnimmt. Das Gespräch kam auch auf die Judenfrage und der Herr äußerte u. a.: Nun, Sie müssen doch zugeben, daß die Juden sich überall vordrängen. Wo wohnen sie? Im Tiergarten, Unter den Linden u. s. w. Ich bemerkte, daß man doch aus den verschiedensten Gründen Unter den Linden wohnen könne. Der boshafte Zufall fügte es, daß, als ich etwa eine Woche später wieder bei ihm war, er mich beim Abschied bat, wenn ich ihn wieder besuchte, nach Nro. X. Unter den Linden zu kommen. Ein Todesfall in befreundeter Familie, fügte er wie entschuldigend hinzu, zwinge ihn, seine Wohnung dorthin zu verlegen. Ich lächelte unmerklich, der Herr aber, der als Aristokrat wie als katholischer Priester an Selbstbeherrschung sicher gewöhnt war, errötete fast bis zur Tonsur. —

Unangenehm bemerkbar und für empfindliche Augen lästig macht sich der übertriebene Toilettenluxus der Jüdinnen, der noch verschlimmert wird durch große Geschmacklosigkeit. Mit bei Frauen seltener Selbstverleugnung erkennen die Jüdinnen an, daß die Christinnen mehr Geschmack haben. Von der Ungeheuerlichkeit des eigenen Ungeschmackes scheinen sie aber noch keine rechte Vorstellung zu haben, denn sonst würden sie wenigstens mit fremder Hilfe mehr thun, um nicht durch Disharmonie der Farben, Wahl von Stoffen, Façons u. s. w., die weder zur Figur noch zum Teint bezw. zu der jeweiligen Gelegenheit passen, so sehr schwer gegen den guten Geschmack zu sündigen. Gerade die Kostbarkeit der Kostüme, Hüte u. s. w. macht die Geschmacklosigkeit um so verletzender. Dazu kommt, daß sie in Gesellschaft mit ihren etwaigen Kenntnissen und Vorzügen auch noch zu prunken lieben, während die christlichen Mitschwestern von ihren oft weit größeren Kenntnissen und Fertigkeiten gar kein Aufhebens machen.

Die Töchter Judas sind vorzügliche Gattinnen; der materiell wie geistig strebende Mann kann sich keine bessere wünschen. Nur die nichts thuenden Kommerzienrätinnen und Bankiersfrauen ꝛc. haben den guten Ruf der jüdischen Gattinnen in Mißkredit gebracht. Sie sind die besten, fast zu gute Mütter. Ihre Kindesliebe wird nur übertroffen von derjenigen der Brüder, die oft auf den eigenen Herd verzichten, um die verwitwete Mutter nichts entbehren zu lassen, und ihr die Sorge für etwa noch unverheiratete Töchter abzunehmen. Mit sehr seltenen Ausnahmen aber eignen sie sich nicht zu Salondamen, die zu spielen sie sich doch so oft

drängen. Sie tragen dann gewissermaßen eine Maske. Ich kannte eine Jüdin, schön, sogar gut gewachsen, die ein ungewöhnliches Wissen besaß, und obwohl sie selbst mit Geschmack sich zu kleiden verstand, für mich immer etwas Fremdes hatte. Erst als sie zufällig einmal eine recht herzige jüdische Redensart gebrauchte, wich das Fremde.

Man darf aber billiger Weise eines nicht vergessen: Es giebt nur sehr wenige Juden, in deren Familien lange Wohlstand geherrscht hat. Die Juden sind meist Kaufleute, und lange ehe die Volkswirte erkannt, daß sich im Handel erworbene Vermögen selten über drei Generationen in einer Familie erhalten, hatte der Talmud schon gesagt: Ueber kurz oder lang wird der Kaufmann bankerott. Er rät nur den dritten Teil seines Vermögens ins Geschäft zu stecken, ein Drittel flüssig zu halten und ein Drittel in Grundbesitz anzulegen. Ich führe dies hier nicht an, weil ich die Weisheit dieses Rats noch heute anerkenne, sondern um beiläufig zu zeigen, wie unberechtigt der Vorwurf ist, daß die Juden aus Arbeitsscheu meist nicht Landwirtschaft treiben. Ja, der Talmud sagt, wer nicht Grund und Boden besitzt, ist kein Mensch. Was sagen die Agrarier dazu? Selbst wenn in einer jüdischen Familie schon längere Zeit Wohlstand geherrscht hat, dann giebt es dort Tanten, Vettern, Basen, die in niedrigeren Sphären heimisch sind, mit denen sie aber doch bei der großen Familienanhänglichkeit der Juden einen mehr oder minder intimen Verkehr pflegt. Bei ihnen sehen die jungen Leute, von ihnen lernen sie das, was den Reichen und Vornehmen der christlichen Welt vollständig fern bleibt. Wenn die Aristokratie und die alten christlichen Patrizierfamilien auf etwas mit Genugthuung hinweisen können, dann ist es die Ungezwungenheit, Eleganz und Vornehmheit der Manieren. Diese aber vererben sich nur im Laufe der Jahrhunderte, höchstens werden sie einmal von talentierten Kammerdienern oder Hochstaplern eine Zeitlang gut kopiert. Wer selbst noch schwer im Kampfe ums Dasein zu ringen hat, wer Eltern, Großeltern ringen gesehen hat und Verwandte noch ringen sieht, der kann nicht das nescio quid haben, das im geselligen Verkehr so sehr gefällt, und das nun fern vom profanum vulgus und procul negotiis erworben werden kann. In der That benehmen sich christliche Parvenus genau so häßlich wie die jüdischen; jene empören mehr durch Völlerei, diese mehr durch Luxus. Bei den Juden kommt noch hinzu, daß sie erst wenige Jahrzehnte die Bürgerrechte genießen, und auch dies nicht voll und ungestört. Zu freiem Benehmen gehört aber auch unbedingt das Gefühl der Freiheit. Der wehmütige Zug um die Beine, den der geistvolle Professor W. A. Hofmann sehr richtig bemerkte, wofür die Juden selbst „Mauscheln mit den Beinen" sagen, — welche Psychologie liegt darin; wie natürlich ist diese unnatürliche Beibehaltung! Laßt den Juden ein, zwei Jahrhunderte Recht und Freiheit, und ihre Gentlemen werden selbst äußerlich denen anderer Volksstämme in nichts nachgeben. In Fühlen und Denken thun sie es schon jetzt nicht, und schon lange nicht, und ich kann versichern, daß ich selbst unter dem Chalat der polnischen Juden gentlemanartiges Denken gefunden habe, obwohl sie keine Ahnung hatten, daß Fische mit dem Messer zu essen gesellschaftliche Todsünde ist. Und wenn selbst ein feiner Psychologe auch nach hundert Jahren in dem jüdischen Gentleman ein Etwas finden wird, das ihn doch vom christlich-germanischen unterscheidet, so wird das kein Malheur sein. Es unterscheidet sich auch der englische vom französischen Gentleman, und nach meiner Ansicht giebt es deutsche Gentlemen im englischen Sinne überhaupt nicht und kann es aus unzähligen Gründen nicht geben. Dem jüdischen Gentleman aber werden der etwa noch übrig gebliebene Pyramidenstaub und die Patina der Jahrtausende durchaus nicht schaden, sie werden ihm nur etwas Pikantes geben. —

Sehr lästig wird empfunden, daß in den besseren Theatern, Lokalen 2c. so viele Juden zu finden sind. Nach meiner Ansicht gereicht es den Juden durchaus nicht zur Unehre, daß sie, statt in Destillationen, bei Budikern, am Stammtisch fortwährend Geld und Zeit zu verschwenden, gern ein gutes Theaterstück sehen, eine Oper, ein Konzert hören und gerade die besseren Lokale aufsuchen. Was die Zahl anbetrifft, so trägt die jüdische Physiognomie dazu bei, daß man die Zahl leicht überschätzt. Wenn die „Maikäfer", die Schützen, die Radfahrer nach Berlin kommen, sieht man sie überall, obschon ihre Zahl im Vergleich zur Bevölkerung Berlins eine geringe ist, weil sie eben durch ihre Uniform oder Abzeichen in die Augen fallen. Wenn zehn Japaner oder Chinesen ein Lokal frequentierten, würde es alsbald heißen: Da sieht man eine Menge Japaner, Chinesen. In dem und dem Lokal verkehren „furchtbar viel" Offiziere, heißt es, auch wenn die Zahl der Offiziere im Verhältnis zu der in demselben Lokal verkehrenden Bürgerlichen eine verschwindend geringe ist. Genau so verhält es sich mit den Juden. Weil man es ihnen in der Regel sofort ansieht, daß sie Juden sind, darum sind gleich „lauter Juden" da. Zudem sind ungern Gesehene leicht zu viel. Wenn die Juden nur nicht auch durch Geschmacklosigkeit der Toilette, durch lautes Sprechen, oft noch andere Rücksichtslosigkeiten, die erklärlich, aber darum nicht minder unangenehm sind, auffielen.

Das sind im Grunde Kleinigkeiten, aber die kleinen Uebel gerade sind es meist, die so viel Unbehagen verursachen, und dieses Unbehagen ist zum nicht geringsten Teil Ursache der Abneigung, die selbst Vernünftigere, ja Juden selbst gegen Juden hegen.

„Aber," werden die Antisemiten sagen, „diese Unarten in Lokalen, Theatern erklären doch nicht die Abneigung, den Haß gegen die Juden zu Zeiten, da diese noch nicht Theater und Lokale mit Christen besuchten!" Ich habe auch nicht behauptet, daß dies den Haß ganz allein erklärt, sondern nur, daß dies einige der vergleichsweise vernünftigeren Gründe sind. Im übrigen giebt es auch einen grundlosen Haß, und die Juden sind christlich genug, am Versöhnungstage Gott um Verzeihung zu bitten für die Sünde „grundlosen Hasses", die sie sich etwa haben zu schulden kommen lassen.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Juden, mag die bekannte Stelle im Tacitus gedeutet werden, wie sie wolle, seit sehr langer Zeit bei allen Völkern mehr oder minder verhaßt waren. Aber „viel Feind, viel Ehr'", ist ja wohl ein deutsches Sprichwort, und „die schlechtesten Früchte sind es nicht, an denen Wespen nagen", sagt ja wohl ein deutscher Dichter.

Der Germane soll doch einmal Umschau halten und sich fragen, ob er nicht an allen Völkern etwas auszusetzen hat, und ob nicht alle Völker an ihm sehr viel auszusetzen haben. Der Pole, der Russe, der Tscheche und andere Slaven sind uns aus vielen Gründen, gelinde gesagt, sehr unsympathisch. Der Ungar ist den Deutschen auch nicht ganz nach dem Sinn, und daß der Deutsche den Franzmann nicht mag, und zwar nicht blos aus politischen Gründen, ist bekannt. Der Brite ist dem Deutschen trotz der Stammesverwandtschaft die egoistische, rücksichtslose Krämerseele, und der smarte Yankee mit seinem allmächtigen Dollar will ihm schon gar nicht

gefallen. Würden die Deutschen öfter Spanier und Portugiesen sehen, wären sie ihm in der Seele zuwider, und der Italiener wäre auch nicht nach ihrem Geschmack. Doch wozu in die Ferne schweifen? Ist der Preuße überall in Deutschland beliebt? Ist nicht der „helle" Sachse zum Teil sogar aus denselben Gründen wie der Jude in ganz Deutschland recht, recht sehr verhaßt?

Was aber die Deutschen anbetrifft, so glaube ich nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß sie nach den Juden in der ganzen Welt die Bestgehaßten sind, was ihnen in meinen Augen durchaus keinen Abbruch thut, weil sie meistens genau wie die Juden wegen ganz guter, zum Teil sogar vorzüglicher Eigenschaften verhaßt sind. Man braucht blos die Angriffe in russischen Zeitungen auf die Deutschen in Rußland zu lesen, und man wird dies bestätigt finden. Der Deutsche ist in Rußland der Intelligentere, Wirtschaftlichere, Nüchternere, Prosperierendere; er hat im Vergleich zum Engländer und Franzosen mehr gelernt, ist sparsamer wie diese u. s. f.

Gerade der Deutsche hätte sonach alle Ursache weniger scharf über einen Volksstamm zu urteilen, auch wenn dieser, gleich anderen, diesen oder jenen Fehler hat.

Mendelssohn — eine Legende!

Von Dr. S. Bernfeld.

Vor etwa zehn Jahren wurde in Deutschland der hundertjährige Gedenktag Moses Mendelssohns mit vielen Feierlichkeiten begangen; in der Neuen Synagoge zu Berlin hat sogar der seither für das Judentum und die jüdische Wissenschaft leider so früh verstorbene Dr. Frankl bei dieser Gelegenheit eine geistvolle Rede gehalten. Einige Monate darauf ist der große Leopold Zunz gestorben und von derselben Synagoge aus nach dem alten jüdischen Friedhof zu Grabe getragen worden. Der Kontrast war ein möglichst starker; denn während die Mendelssohnfeier das Interesse der Judenheit in Deutschland so sehr in Anspruch genommen hat, wurde Leopold Zunz in aller Stille zu Grabe getragen. Eine kleine Gemeinde von Verehrern geleitete die sterblichen Reste des größten Mannes, den die deutsche Judenheit je hatte, zu Grabe. Seither ist auch der hundertjährige Geburtstag Zunzens übers Land gegangen; eine passende Gelegenheit für Ovationen und sich an Phrasen zu berauschen. Aber, mit Ausnahme einiger Zeitungsartikel, ist dieser Tag für die deutsche Judenheit ohne Sang und Klang vorüber gegangen.

Und was beweist dies? Vor allem doch, daß in der deutschen Judenheit das historische Bewußtsein nicht mehr vorhanden ist, daß uns das Gefühl für das wahrhaft Große abhanden gekommen und daß wir an Phrasen, an Anekdoten, an inhaltlosem Gerede unsere Befriedigung finden. Wir datieren den Anfang unserer Herrlichkeit von Moses Mendelssohn, das heißt von jener Zeit her, in welcher sich der jüdische Stamm seiner Vergangenheit und seines inneren Wertes entledigt hatte, um sich an äußerm Flitter schadlos zu halten.

Eigentlich kann mir die deutsche Judenheit ganz gleichgiltig sein; denn wenn ich sonst die nationalen Impulse sehr hoch schätze — im Judentum als Religionsgenossenschaft finde ich eine internationale Institution. Es ist gewiß ein sehr kleinlicher Standpunkt, wenn man das Judentum naturalisieren will. Im bürgerlichen Leben kann der deutsche Jude nur ein Deutscher und nichts weiter als Deutscher sein; in der Religion hingegen soll stets ein internationaler Zug liegen, und ebensowenig sich der Deutsche damit schämen darf, daß er Katholik oder Protestant sei, weil es Katholiken oder Protestanten außerhalb Deutschlands giebt, ebenso wenig dürfen wir Juden diese servile Gesinnung zeigen, dem Judentum als Religionsgenossenschaft die internationale Bedeutung zu nehmen. Wir müßten jedenfalls mehr Selbstachtung besitzen und nicht ängstlich alles thun oder vermeiden, was bei Hinz und Kunz Anstoß erregt.

Ich weiß, daß das Judentum seine Zukunft auch außerhalb Deutschlands haben kann, ich weiß ferner, daß, wenn uns die Gegenwart nicht behagt, wir uns auf die Vergangenheit zurückziehen können, wo wir Trost und Erhebung finden. Wenigstens thue ich es stets. Aber da die deutsche Judenheit vor hundert Jahren die Führung des ganzen jüdischen Geisteslebens übernommen hat und da ferner diese Führung eine Irreführung war, so fühlte ich mich in meinem Gewissen verpflichtet, ein Ikonoklast zu werden, wie Taine gelegentlich sagt. Ich lasse mich von großen Schlagworten nicht beeinflussen. Wenn eine Kulturepoche nach hundert Jahren mit einem solchen klaffenden Defizit endet, wie die sogenannte Mendelssohn'sche, so muß man die Ursache dieses Defizits in der Natur dieser Erscheinung selbst suchen.

Meine Ausführungen über die Legende Mendelssohn sind mißverstanden worden. Man nahm an, ich hätte Moses Mendelssohn beschuldigt, er sei der Verderber der Judenheit gewesen; ich habe mich vergebens gegen eine solche falsche Auffassung verwahrt. Moses Mendelssohn war eine sympathische Erscheinung und ein guter Schriftsteller, dem der Ruhm gebührt, die deutsche Philosophie seiner Zeit, die eigentlich damals schon ihrem Ende nahe war, populär gemacht und zu einer Zeit, in der Goethe noch ein Knabe war und Schiller noch in den Windeln lag, ein schönes Deutsch geschrieben zu haben. Dieses Verdienst darf nicht gering angeschlagen werden. Darüber hinaus, namentlich wo es sich um seine Thätigkeit innerhalb des jüdischen Stammes handelt, ist Moses Mendelssohn sehr überschätzt worden. Seine Kenntnisse des Judentums und des jüdischen Schrifttums waren sehr bescheidener Natur; für die jüdische Geschichte, wie für die historische Entwickelung der Menschheit überhaupt, hat er gar kein Verständnis besessen, was er offen einzugestehen ehrlich genug war. Wir können doch seine Schriften alle durchgehen und ohne Vorurteile prüfen, wo seine Größe zu finden sei. Von den nichtjüdischen Schriften braucht hier nicht die Rede zu sein; die jüdischen hingegen sind so mittelmäßig, daß in ihnen nicht Epochemachendes zu finden ist. Ich will gerne zugeben, daß seine hebräische Einleitung zu der Pentateuch-Uebersetzung leidlich

---

*) Obiges war bereits geschrieben und gesetzt, als mir die Ausführungen des Herrn Dr. Rülf-Memel zu Gesicht kamen. Ich bedauere, daß dies nicht früher der Fall gewesen, wodurch ich der Mühe, auf die Aeußerungen des Herrn B. Traubenberg zu erwidern, enthoben wäre. Jedenfalls ist die Zustimmung eines Gelehrten vom Range eines Dr. Rülf für mich nur schmeichelhaft, fast geeignet, mich eitel zu machen. Unter solchen Umständen halte ich es unter meiner Würde, auf neulich erfolgte Anzapfungen zu erwidern, die ein Skribent in einem andern Blatt gegen mich verübt hat. Die reichen Glaubensgenossen in Berlin W., falls sie sich jene gloriosen Sätze in's Deutsche übertragen lassen, werden jedoch nicht verabsäumen, dem guten Mann für seinen guten Willen ein gutes Trinkgeld zu verabreichen. Und das alles in der Stadt Mendelssohn's! Nächstens werde ich selbst anfangen, gegen mich zu polemisieren, um den Beweis zu liefern, daß man liberalen Anschauungen auf religiösem Gebiete huldigen kann, ohne ein langweiliger Gesell zu sein.

gut geschrieben und damals vielleicht einen Anstrich von Wissenschaftlichkeit zu haben schien; ich will ferner gerne zugeben, daß seitdem die Zustände in Deutschland noch trauriger geworden sind, daß nicht nur kein deutscher Jude mehr imstande wäre, solches zu schreiben, sondern gewiß auch nicht zu lesen. Von kritischer und wissenschaftlicher Erforschung der Bibel ist keine Spur: irgend einen großen und epochemachenden Gedanken hat er nicht ausgesprochen. Er hat Teile der Bibel ins Deutsche übersetzt; andere haben ihm dabei geholfen. Soll dies den Ruhm eines Mannes begründen? Mit Verlaub! War nicht Don Isak Abravanel in diesem Genre bedeutender? Und wem wird es auch nur einfallen, mit diesem vielseitigen Schriftsteller eine neue Epoche in der Judenheit zu beginnen? Soll wiederum die nichtjüdische schriftstellerische Thätigkeit Mendelssohns in Betracht kommen, nun da sind doch viele bedeutendere Männer, auf die die deutsche Judenheit stolz sein kann.

Man kann ein mittelmäßiger Schriftsteller sein und doch eine bedeutendere Stellung in der Judenheit einnehmen; ich weise z. B. auf Manasse ben Israel hin, der selbst einem Cromwell imponiert hat und dem die Wiederöffnung Englands für die Juden zu verdanken ist. Aber hat man je den Versuch gemacht, mit Manasse ben Israel eine neue Aera zu beginnen?

Wenn Mendelssohn nun nicht die bedeutende, in der jüdischen Geschichte tonangebende Persönlichkeit war, für die er gehalten wird, so will dies nicht sagen, daß er uns deshalb weniger sympathisch wäre. Ich wollte mich überhaupt gar nicht mit seiner Person beschäftigen, sondern nur darauf hinweisen, daß mit der Epoche, welche die „Mendelssohnische“ genannt wird, in der Judenheit Deutschlands die Decadance, die Selbstentäußerung und die schmachvolle Selbsterniedrigung begonnen hat. Ist es vielleicht unbekannt, daß Mendelssohn's Nachkommen und fast seine ganze Umgebung dem Judentum abtrünnig geworden sind? Ist es vielleicht unbekannt, daß seine ehemaligen Freunde nur mit Abscheu und Haß vom Judentum gesprochen? daß Heine froh war, daß wenigstens Friedländer und Bendavid schon zu alt seien, um auch ihrerseits das schmachvolle Beispiel des Abfalls und der Untreue zu geben? Ich mache gewiß nicht Mendelssohn für jene traurigen Ereignisse verantwortlich, ich behaupte nicht, daß es seine Schuld war, wenn David Veit, einer seiner Familienangehörigen, an die berühmte Rahel schreiben konnte, daß er in Hannover mit Ausnahme der Juden nichts schmutziges gefunden, daß er gerne in Jena studiere, weil dort keine Juden immatrikuliert seien; ich beschuldige nicht Mendelssohn dafür, daß sein Busenfreund Friedländer nur durch den feinen Takt des Propstes Teller von der Taufe abgehalten worden ist. Aber man höre doch endlich auf, jene Epoche als eine glorreiche für das Judentum zu bezeichnen.

Ewiger Dank gebührt Leopold Zunz, der erdrückt von der Wucht schlimmer Erfahrungen und Enttäuschungen, das große Wort ausgesprochen hat, für welches er verdient, in dem Herzen eines jeden Juden ewig fortzuleben, daß nämlich, wenn alles untergehen sollte, die jüdische Wissenschaft bleiben werde und diese allein die Zukunft Israels gewährleiste. In Armut und Sorge hat er die jüdische Wissenschaft geschaffen, große Nacheiferer erweckt und angefeuert und dem jüdischen Namen in Deutschland Ehre und Ruhm verschafft. Mit ihm beginnt die Glanzepoche der deutschen Juden; wenn wir schon Heroenkultus treiben wollen, so ist er ein würdigerer Gegenstand dafür als Mendelssohn. Und nun lese man seine schmerzvollen Briefe, jene Äußerungen voller Liebe und Zorn über das Judentum und die Zustände seiner Zeit. Ich brauchte kein Wort hinzuzufügen und hätte den Vorteil, mir nicht den Haß so vieler zu verdienen, einen Haß, auf den ich zwar stolz bin, den ich aber in meiner Bescheidenheit ablehnen muß. Ich bin nicht bedeutend genug, um von allen Unwissenden mit ihrem Hasse beehrt zu werden.

Die Legende Mendelssohn muß zerstört werden, d. h. nicht etwa nachzuweisen, daß Moses Mendelssohn's Leistungen für die Judenheit nicht einmal mittelmäßig gewesen — das versteht sich ja für jeden gebildeten Juden von selbst, — es soll und muß auch gesagt werden, daß das vorige Jahrhundert für die deutsche Judenheit eine verhängnisvolle Epoche war, deren Nachwirkungen wir noch jetzt spüren. Man macht so viel Aufhebens damit, daß die deutschen Juden damals sich mit der allgemeinen Kultur vertraut gemacht hätten; dies können nur diejenigen behaupten, die von der jüdischen Geschichte keine Ahnung haben. Auch in der spanisch-arabischen Epoche standen die Juden auf der Höhe der damaligen Kultur; auch in Alexandrien sprachen und schrieben sie gut Griechisch. Das bedingt aber nicht, daß man deshalb auf die ganze Geschichte verzichten und aufhören müßte, Jude zu sein.

Ich habe nicht gesagt, daß ich für ausgestopfte Rabbis schwärme, wie mir insinuiert wurde; ich habe nur die Worte Mosers angeführt, daß in einem ausgestopften Rabbi im Zoologischen Garten mehr Leben und Judentum zu finden sei, als in dem modernen Reformjudentum.

Im übrigen gebe ich zu, daß jene Epoche nicht durch Juden hervorgerufen worden ist. Der Luftzug kam in der That damals von Außen; nicht Moses Mendelssohn hat die Juden modernisiert, sondern Voltaire, der große Preußenkönig und überhaupt die freisinnige Strömung, die damals in ganz Europa so mächtig war. Das Unglück war nur, daß es gerade in jener so verhängnisschweren Zeit an Männern gefehlt, die, um ein seither geflügeltes Wort zu gebrauchen, hätten führen müssen, statt sich führen zu lassen. Mommsen schließt die Geschichte des Verfalls der römischen Republik mit dem Satze, daß es stets ein nationales Unglück ist, wenn in einer kritischen und bewegten Zeit, in der große Männer nötig wären, nur kleine Geister auftreten. Eine solche Zeit für die Juden war die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Das läßt sich freilich nicht mehr gut machen; aber es muß oft wiederholt werden, daß die Schwindsucht nicht ein Symptom der Gesundheit ist. Gewiß wäre es besser, wenn dies von bedeutenderen und tüchtigeren Männern ausgesprochen würde; da aber die Andern schweigen, so will ich dies gewiß nicht sehr dankbare Amt übernehmen. „Es ist freilich ein mißliebiges und undankbares Amt, der Welt gerade das zu sagen, was sie am wenigsten hören will“, meint David Strauß mit Recht; nichtsdestoweniger muß aber auch dies Amt ausgeübt werden. Und wenn ich nichts weiter erreiche, als daß in einer späteren Zeit unserem Zeitalter der Vorwurf erspart bleibe: auch nicht eine Stimme hätte sich gegen diese Mißstände erhoben, wenn ich also nur dies erreiche, bin ich schon auf mein übernommenes Amt stolz genug!

Zum Silberjubiläum der „Amicitia".

Von Bernhard Traubenberg.

Das Jahr 1895 ist ein Jubiläumsjahr per excellence. Das unter Kriegswehen mit Blut und Eisen geschmiedete Deutsche Reich feiert seinen 25. Geburtstag, und jeder Tag ruft große Erinnerungen an gewaltige Ereignisse wach. Alles, was dem großen Kriegsjahr seine Entstehung verdankt, gewinnt an Bedeutung und scheint eine Verknüpfung mit den Geschehnissen jener bewegten Tage aufzuweisen. Das Jahr 1870 mit seinen weltumgestaltenden Folgen hat nicht nur befruchtend auf den lebendigeren Verkehr der Nationen unter einander eingewirkt, sondern mit der Erweiterung des Gefühlskreises auch einen regern Austausch idealer Gedanken und Empfindungen im eigenen Lande hervorgerufen, die in neugeschaffenen Institutionen der mannigfachsten Art eine sichere Pflegestätte fanden.

Die aus der Residenz des Königs zur Reichshauptstadt emporgestiegene Metropole Preußens hat aus dem Ruhm jenes Jahres die meiste Anregung zu Neubildungen von Anstalten, die neue Gedanken verkörperten, empfangen.

In dem großen, vielfarbigen und duftigen Strauße des Berliner Vereinslebens befindet sich an bescheidener Stelle, halb versteckt, eine kleine, zarte Blume, die dem Ganzen aber nicht fehlen darf, ohne einen störenden Mangel empfinden zu lassen: die „Amicitia". Diese unscheinbare Blüte, die der reichshauptstädtische Vereinsboden getrieben, ist noch kaum heimisch geworden, wie sie überhaupt mehr die Fremden und aus weiter Ferne Hergekommenen erfreut und erquickt.

Kaum wie in einem andern philanthropischen Werke offenbart sich hier die befreiende Macht des Judentums, die in Schöpfungen der Bruderliebe keine trennenden Schranken kennt; in Aeußerungen der Nächstenliebe sind die gewaltigen Naturgrenzen, sind Berge und Meere wie weggewischt, und die nationale Eitelkeit, die sonst den Völkerverkehr so sehr erschwert, tritt bescheiden in den Hintergrund. In die Weltstadt mit ihrer kerndeutschen Bevölkerung münden auch kleine dünne Bächlein nichtdeutscher Elemente. Wer sieht sich nach ihnen um, wer kümmert sich um ihr Wohl und Wehe, wer würdigt sie eines Blickes?

Das Judentum hat schon vor Jahrtausenden diese Gleichgiltigkeit gegen die Not Fremder überwunden und sucht in seinem bescheidenen Kreise auch hier geistiger und leiblicher Not nach Kräften zu steuern.

Das Objekt, auf das sich die segensreiche Thätigkeit der „Amicitia" konzentriert, sind die aus Osten eingewanderten Glaubensgenossen. Nicht etwa, als ob die anderen nichtöstlichen Juden von der Wirksamkeit des Vereins ausgeschlossen wären, nein, jeder, der in den eigentümlichen Rahmen seiner Thätigkeit hineinpaßt, darf Anspruch auf seine Hilfsbereitschaft machen. Aber die Verhältnisse liegen so, daß der bei weitem überwiegende Teil der kleinen jüdischen Fremdenkolonie aus östlichen Zuwanderern besteht.

Die „Amicitia" ist kein Wohlthätigkeits-Institut im gewöhnlichen Sinne, sie ist kein Armenunterstützungs-Verein, der die Leute mit Brot und Nachtlager versorgt, sie übt ihre Wohlthaten in weit wirksamerer Weise, sie faßt die Not selber an der Wurzel und sucht sie dort schon zu beseitigen. Was den Leuten, meist Handwerkern, fehlt, ist: ein den deutschen Handwerkern ähnliches Maß von Wissen und Kenntnissen.

Die aus einer ganz andern Kulturwelt herübergekommenen Arbeiter und Handwerker sehen und fühlen sich bald aller Forderungen an elementarer Bildung bar, die die notwendigste Voraussetzung gewerblicher und handwerklicher Bethätigung ist. Die Mängel im Verstehen und Sprechen der Landessprache, wie die meist vollständige Unkenntnis des Lesens, Schreibens und Rechnens, ja oft sogar der Zahlzeichen, bereiten den Armen unmöglich zu bewältigende Hindernisse in ihrem Fortkommen. Sie würden ohne geistiges Rüstzeug in dem Konkurrenzkampfe gänzlich zu Boden gestreckt werden und, unfähig zum Wettbewerb, zum gewöhnlichen Proletariat herabsinken.

Keine noch so reichlichen Unterstützungen könnten die Scharte wett machen.

Die „Amicitia" setzt darum auch beim richtigen Hebel ein, wenn sie den Armen zunächst das Brot des Geistes reicht. Einführung in die Bildungswelt, Erschließung der inneren Sinne und die Zuführung von Wissensstoff ist die Haupttendenz des Vereins.

Es ist bei dem Menschenmaterial, mit dem man es hier zu thun hat, begreiflich, daß man meist ganz von vorn anfangen muß. Das weltliche Wissen dieser Leute, die manchmal etwas Talmud kennen, ist oft von einer paradiesischen Unbefangenheit.

Es ist für Lehrer und Schüler keine geringe Aufgabe, die hier gestellt wird. Das alte Pergament mit seiner steifen Härte erweist sich der schreibenden Feder oft schwer gangbar, mühsam, und mit Ausdauer kann nur die Schrift der Bildung einigermaßen leserlich gestaltet werden.

Von dem Schüler erfordert der Unterricht große Anstrengung und geistige Sammlung. In den Abendstunden, nach des Tages Last und Mühe, da man dem ermüdeten Körper gern die nötige Ruhe gönnt, die uns so sanft in den nächtlichen Schlummer senkt, muß der geplagte Amicitia-Schüler zu neuer Arbeit bereit sein, er muß sein geistiges Feld bestellen. Aber er weiß es, der Weg zur Höhe ist beschwerlich, und kaum giebt es einen Menschen mit einem so stark ausgeprägten Bildungsstreben wie den polnischen und russischen Juden.

Hier offenbart dieser oft verkannte Menschenschlag seine ungewöhnlich hohen Vorzüge. Was Selbstbeherrschung, unbeugsame Zuversicht und unverwüstlicher Lebensmut irgend zu leisten vermögen, das leistet er unter Verzicht auf uns selbstverständlich dünkende Bedürfnisse und unter freudig ertragenen Entbehrungen.

Es gehört wahrlich eine nicht geringe Selbstüberwindung dazu, sich mit 30 oder 40 Jahren auf die Schulbank zu setzen und neben weit Jüngeren die ersten Bildungskeime in sich aufzunehmen. Ja, diese einzigartige Energie ist vielleicht nur dem in eherner Lebenszucht gestählten polnischen Juden eigen. Die Genügsamkeit und Bescheidenheit seiner Ansprüche an das Dasein paart sich mit einem Grad von Strebsamkeit, der in der That kein Ziel zu hoch erscheint.

Jedenfalls bringt der östliche Glaubensgenosse — hat ihn auch sonst kein Hauch westlicher Bildung angeweht — eine geistige Schulung mit, die ihm auf jedem Gebiete zu statten kommt und ihm nicht selten die Ueberlegenheit im wissenschaftlichen Wettbewerb sichert.

30jährige Jünger, die sich mit Fleiß und Inbrunst in der Fibelweisheit bemühen, sind gerade keine Seltenheit.

Die Geschichte der „Amicitia" weiß von noch älteren Schülern zu erzählen. Vor noch nicht langer Zeit zierte

deren Schulzimmer das Silberhaar eines Siebzigjährigen, der nach dem talmudischen Motto: „Es ist nie zu spät zu lernen", es noch in diesem Greisenalter nicht verschmähte, sich der hehren ABC-Wissenschaft zu widmen.

Auch die praktische Seite der Bildungsarbeit, die Fähigmachung für den Lebenskampf, wird nie aus dem Auge gelassen, wiewohl gerade für diesen Menschenschlag das Lernen um des Vergnügens oder das Lernen um des Lernens willen einen besondern Reiz hat.

Den eigentümlichen Anforderungen, die hier gestellt werden, können die sonstigen Bildungsanstalten für Erwachsene keineswegs entsprechen. Unsere Fortbildungsschulen weichen nicht nur in Bezug auf das Ziel sehr von dem ab, das hier erstrebt wird, sondern auch auf die Methode, die angewendet werden muß.

Die Voraussetzungen für die Fortbildungsschulen sind beträchtliche, denn die Absolvierung einer mehrklassigen Volksschule wird verlangt, während die Amicitia-Zöglinge meist erst in die Grundelemente des Wissens eingeführt werden müssen. Sprache, Sitte und Formensinn muß zu gleicher Zeit in Behandlung genommen werden. Es gilt nicht blos zu pflanzen, sondern noch mehr, Unkraut auszujäten, Beulen und Unebenheiten des inneren Menschen abzutragen, die hervorstehenden Ecken zu glätten und schleifen, Manieren, die als undeutsch auffallen könnten, zu beseitigen, und so dem polnischen Juden, da er sich doch nun in Deutschland aufhält und von seiner Hände Fleiß ernährt, das Gepräge westlicher Kultur nach Möglichkeit aufzudrücken.

Die „Amicitia" steht solchergestalt auch im Dienste deutsch-nationaler Interessen, indem sie den hier ansässigen Ausländern die Fähigkeit, mit dem nationalen Strom mitzuschwimmen verleiht.

Manches Samenkorn, das die „Amicitia" ausgestreut, ist herrlich aufgegangen. Eine Anzahl von Männern, die jetzt als Aerzte, Rabbiner u. s. w. segensreich wirken, haben sich die ersten Sporen in diesem Institut geholt. Andere ehemalige Zöglinge haben es verstanden, sich in der kaufmännischen Welt zu ziemlicher Höhe und zu Achtung und Ansehen emporzuschwingen.

Das sind Leistungen, auf welche die mit bescheidenen Mitteln arbeitende „Amicitia" mit gerechtem Stolze zurückblicken kann, zumal da sie sich keineswegs damit begnügt, ihren Pfleglingen blos die geistige Nahrung zu spenden, sondern auch nach dem Maße ihrer Kräfte nachdrücklich bestrebt ist, sie leiblich zu erbauen und ihnen während der Lehrzeit und bei eventueller Selbständigmachung hilfreich unter die Arme zu greifen.

In unserer von sozialen Kämpfen erfüllten Zeit mag es auch nicht überflüssig sein, auf die gesellschaftliche Annäherung hinzuweisen, die durch Veranstaltung von Purim- und anderen Festabenden bewirkt wird, an denen die Herren vom Vorstande, die durchweg in den angesehensten Kreisen zu suchen sind, teilnehmen. Das benimmt den Handwerkern das Gefühl der Bitterkeit und der herablassenden Begönnerung, das in diesen Leuten sonst als tiefsitzender Stachel zurückbleibt.

Besonders Herr Direktor Dr. Adler, die Seele der „Amicitia", ist in seiner natürlich sprudelnden Liebenswürdigkeit wie geschaffen, mit den Leuten auf dieser Bildungs- und sozialen Stufe herzlich zu verkehren. Er weiß sich im Umgang mit ihnen auf einen Boden zu stellen, auf dem sie sich stets heimisch fühlen, und Töne anzuschlagen, die verwandte Saiten in ihrem Gemüt berühren. Darum ist die Begeisterung der Amicitia-Jünger für „unsern Adler" eine unbegrenzte. Dieses Vertrauen und diese Begeisterung sind das Echo eines Entgegenkommens und einer Hilfsfreudigkeit, die fast gleichfalls keine Schranke kennt.

Der Unterricht wird an 4 Abenden der Woche im Schullokale der jüdischen Gemeindeknabenschule erteilt.

Die bescheidene, stille Art seines Wirkens hat seinen Namen selten in die Oeffentlichkeit dringen lassen; so nur erklärt es sich, daß er die allgemeinere Aufmerksamkeit bisher nicht auf sich gelenkt hat. Die Tendenz, die er verfolgt, ist eine so anerkennenswerte, so mit dem modernen Leben übereinstimmende, daß seine Bestrebungen mehr Würdigung und Beachtung verdienen.

Die Amicitia ist im Jahre 1870 zur geistigen und materiellen Hebung besonders ausländischer Juden von menschenfreundlichen Männern ins Leben gerufen worden und sieht somit auf die Geschichte einer 25jährigen Wirksamkeit zurück. Ihr Wirkungskreis ist langsam aber stetig gestiegen, die Zahl der Zöglinge ist gewachsen und damit auch der Umfang und die Intensität ihrer Pflichten. Dabei wird die materielle Last, die der Verein zu tragen hat, nur durch kleine Fonds erleichtert; hauptsächlich ruht sie auf den Schultern einiger hochherziger Männer und Frauen. Die sehr gesteigerten Anforderungen werden indessen die Amicitia veranlassen müssen, neue Freunde und Gönner außer den alten zu suchen.

Zu all den sonstigen Vereinigungen, die der uneigennützigen Nächstenliebe gewidmet sind, bildet die Amicitia eine notwendige und wertvolle Ergänzung. Ihre Leistungen sind um so höher anzuschlagen, als sie nicht durch Darreichung von Gaben, der augenblicklichen Not zu steuern, sondern durch Weckung und Bildung der inneren Kräfte den Menschen auf eigene Füße stellen will, damit er später „der Spenden dessen, der Fleisch und Blut ist", nicht mehr bedarf. Das Ziel, das die Amicitia sich stellt, ist: Erhebung aus geistigem und dem damit unvermeidlich verbundenen materiellen Druck zur Höhe einer gewissen inneren und gewerblichen Selbständigkeit. Es kann in unserem sozialen Jahrhundert nicht fehlen, daß einem solchen Unternehmen reiche Förderung und weitgehende Teilnahme entgegengebracht wird. — — —

Den Geboten der Pietät würde es zuwiderlaufen, wenn an dieser Stelle eines Mannes nicht Erwähnung geschähe, der der „Amicitia" ein und alles war. Dr. M. Lippschütz muß seine ehemaligen Schüler selber von ihm sprechen hören, um zu begreifen, was er ihnen gewesen ist: Der Gründer der Amicitia, war er seinen Zöglingen ein treusorglicher Vater und Lehrer. In jeder erdenklichen Not fanden sie in ihm eine sichere Stütze, er kam ihnen stets mit einem liebevollen Verständnis für ihre Anliegen entgegen.

Dr. Moritz Lippschütz ist eine der bereits ausgestorbenen Typen Berliner Lebens, die hohe klassische Bildung mit einer großen Seele vereinend, mit dem Idealismus der Selbstverleugnung den geistigen und Wohlthätigkeitsinteressen ihrer Glaubensgenossen sich schrankenlos hingaben und darum von einem Einfluß waren, der heute von einem Einzelnen nie und nimmer geübt wird. Lippschütz ist der Vater und vornehmste Förderer auch manch anderer Wohlfahrtseinrichtungen gewesen. Der „Amicitia" war es aber buchstäblich alles. Aus seinem Geiste ist sie hervorgegangen, er hat sie als eine seiner liebsten Pflanzungen sorglich geschützt und eingehegt und schließlich hat er sie durch Heranziehung gleichgesinnter

Mitarbeiter für immer gefestigt. Was er für die Zöglinge der „Amecitia“ gethan, das zeigt die Begeisterung, mit der sein Name von ihnen genannt wird. Sein Gedenken gereicht wie vielen anderen auch uns zum Segen.

Noch ein Brief an die „Deborah“.*)

Czarnikau, 27. Oktober 1895.

Verehrte Deborah!

Daß Du meinen Brief, den der Herausgeber dieser Zeitung so freundlich war, in Nr. 37 abzudrucken, gelesen hast, das freut mich. Ich setze voraus, daß Du — was ja die allerelementarste Pflicht journalistischer Gewissenhaftigkeit wäre — den Artikel der „Neuzeit“, auf Grund dessen Du Deine Anklagen fabriziert hast, noch einmal vorgenommen und durchgelesen hast, und ich traue Deinem Begriffsvermögen noch so viel zu, daß Du nun die Unwahrheit Deiner Verleumdungen klar erkannt hast. Daß Du aber trotzdem die Dreistigkeit besitzest, nicht verlegen zu schweigen, sondern dieselben Verleumdungen mit wenig Witz und viel Behagen weiter zu behaupten, das geht denn doch ein bischen über die Hutschnur. Also Du meinst:

„Der Herr Rabbiner in Czarnikau, im polnischen Hinterwalde, weiß wahrscheinlich nicht, daß in Wien eine Wochenschrift erscheint, die „Neuzeit“ heißt u. s. w.“

Ja aber, Verehrte, wenn ich das nicht wüßte, ja, wenn ich die betr. Nr. der Neuzeit nicht gelesen hätte, woher hätte ich denn dann Deine Flunkerei gemerkt haben können? Doch damit es dem blödesten Auge, damit es auch Dir klar sei, will ich den Anfang des betr. Artikels aus Nr. 27 der Neuzeit hierhersetzen. Derselbe lautet: „Vor mehr denn einem vollen Menschenalter schrieb Abraham Geiger u. s. w. Am Schlusse des Geigerschen Artikels folgen dann wenige allgemeine Betrachtungen, in welchen der Verfasser meint, daß das heutige Judentum gegen die damalige Zeit nicht sehr fortgeschritten sei. Von einem Examen in Wien steht da kein Wort, kann auch gar nicht stehen, da es thatsächlich nicht stattgefunden hat; und um sich eine solche Mordgeschichte aus den Fingern zu saugen, dazu ist die „Neuzeit“ denn doch noch von Amerika zu weit entfernt.

*) Zur Orientierung unsrer neu hinzugekommenen Leser diene folgendes: Die Wochenschrift „Deborah“ in Cincinnati liebt es, das amerikanische Judentum auf Kosten des europäischen zu verherrlichen, unsre Bildungsanstalten für Rabbiner und Lehrer herabzusetzen, damit die Leser zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Amerikaner bess're Menschen seien. Das Blatt schreckt gelegentlich auch vor einer krassen Flunkerei nicht zurück, in der Erwartung, daß es von niemand rektifiziert werden würde. Vor einigen Monaten passierte dem Blatte ein peinlicher Unfall: Die in Wien erscheinende „Neuzeit“ druckte ein Stück aus den Schriften Geigers ab, das sich mit der vor Jahrzehnten auf den Jeschiwos (Talmudschulen) üblich gewesenen Rabbinatsprüfung beschäftigte und eine Karikatur karrikierte. Hat der Redakteur der „Deborah“ diesen Artikel schlecht gelesen oder wollte er ihn mißverstehen und mißdeuten — genug, aus dem fast vier Jahrzehnte alten Raisonnement entstand im Handumdrehen ein aktueller Fall, der sich soeben in Wien zugetragen haben sollte; aus der alten „Jeschiwah“ wurde das kaum zwei Jahre junge Rabbinerseminar in Wien gemacht, und an der Hand des also zugestutzten Berichts wurden unsre europäischen Rabbinerseminare und der deutsch-österreichische Rabbinerstand lächerlich gemacht. In einem hier erschienenen offenen Briefe an die „Deborah“ rückte Herr Dr. Freund das Gebahren dieses Blattes in das rechte Licht. Anstatt pater peccavi zu sagen, suchte die „Deborah“ sich durch überlegen sein sollende Grobheit aus der Affaire zu ziehen, worauf nun Dr. Freund antwortet.

Red.

Und nun wollen wir rechnen! Du wirfst mir vor:

1) Daß ich Rabbiner im polnischen Hinterwalde bin,

2) daß ich von dem Erscheinen der „Neuzeit“ in Wien nichts weiß.

Ich warf, resp. werfe Dir vor:

1) Daß Du Dich unsterblich blamiert hast, indem Du ein Examen erdichtet und Deinen Lesern aufgetischt hast, das gar nicht stattgefunden,

2) daß Du einen verdienten Gelehrten und eine ganze Anstalt durch die Beschuldigung eines lächerlichen Plagiats schändlich verleumdet hast, und daß Du

3) trotzdem Du auf Deinen „Irrtum“ aufmerksam gemacht wurdest, ihn wider besseres Wissen weiter behauptest, also bewußt die Unwahrheit sprichst, was man im polnischen Hinterwalde „Lügen“ nennt.

Daß Du nun doch noch der Wahrheit die Ehre geben wirst, wage ich nicht zu hoffen; das ist auch gar nicht der einzige Zweck dieses Schreibens. Aber etwas anderes möchte ich bewirken! Du sprichst immer mit Vorliebe von dem „amerikanischen Judentum“, das von den Gesetzen und Uebungen des alten Judentums sich vollständig emanzipiert hat und dafür die Gesetze der Moral um so strenger geübt wissen will. Es giebt nun wohl auch in Deutschland, vielleicht sogar im polnischen Hinterwalde, Leute, die sich für Dein amerikanisches Judentum begeistern, die, durch die ewigen Phrasen von Wahrheit, Ehrlichkeit u. s. w. geblendet, wirklich meinen, daß das Aufgeben der alten Satzungen eine höhere Stufe der Sittlichkeit im Gefolge habe. Für diese wird es wohl von Interesse sein, einmal an einem drastischen Beispiele zu erkennen, wie es bei der Vorkämpferin für dieses „Amerikanische“ mit der Sittlichkeit, insbesondere mit der Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit bestellt ist.

So! Nun magst Du das Lexikon Deiner Kraftausdrücke öffnen und mich mit Liebenswürdigkeiten überschütten; in dem Lapidarstyl, den Du mit so unnachahmlicher Grazie handhabst, magst Du in Deiner nächsten Nr. schreiben:

„Der Rabbiner von Czarnikau ist ein vorsintflutliches Mammutstier, ein unwissender Jargonschreiber, — ein polnischer Hinterwäldler; es lohnt sich nicht, daß wir uns weiter mit ihm beschäftigen.“

Von mir hast Du keine Erwiderung mehr zu befürchten. Doch wenn es vielleicht wieder einmal nötig sein sollte, dann sollst Du mich, wenn Gott mir Kraft und Leben schenkt, wieder auf dem Platze finden zum Kampf gegen Verleumdung und Lüge.

Und damit Gott befohlen!

Dein alter
Dr. S. Freund.

P. S. Ein Freund meint, daß der Ton des Briefes etwas zu scharf sei. Du bist doch wohl anderer Meinung, und findest ihn hoffentlich sehr maßvoll. Wie schriebst Du doch in einem ähnlichen Falle (in Nr. 41, 1894):

„Es ist uns unverständlich, wie ein Preßagent so niederträchtig das Publikum belügen kann, ohne wenigstens von der deutschen Presse zur Verantwortung gezogen zu werden. Wenn der dumme Junge das als einen Aprilscherz verübt hat, ist es ihm wohl gelungen, seine Eselei an den Pranger zu stellen.“

Das ist doch schöner, nicht wahr?

Die Juden in Rumänien.

m. Bukarest, im November.

Unter den zahlreichen Verleumdungen, welche unsere Feinde in den letzten Jahren über uns verbreitet haben, um uns bei dem rumänischen Volke verhaßt und gefürchtet zu machen, war eine der beliebtesten, die von der großen Anzahl Juden, welche, nach unseren Gegnern, Rumänien überschwemmt haben. In gewissenlosen Blättern und von vielen sog. Staatsmännern wurde ohne weiteres festgestellt, daß in Rumänien 500 000 bis 700 000 — ja sogar eine Million Juden leben. Und da diese falschen Angaben von Abgeordneten und Senatoren auf den Parlamentstribünen und von Staatsmännern in öffentlichen Versammlungen wiederholt wurden, haben sie allgemeinen Glauben gefunden und uns viel Leid verursacht, weil natürlich hinzugefügt wurde, daß wir eine nationale Gefahr bilden. Das ist sicher nicht der Fall, denn der rumänische Jude ist intelligent, fleißig und andauernd, während das Gros unserer christlichen Landsleute ungebildet und faul ist.

Hundertmal wohl haben die Juden Staatsmänner aller politischen Parteien ersucht, eine Volkszählung zu veranstalten und die genauen Zahlen zu veröffentlichen, um die Verleumdung aus der Welt zu schaffen und die Rumänen zu beruhigen. Die Staatsmänner haben stets versprochen, daß eine Zählung bald stattfinden solle, aber das Versprechen wurde nie gehalten, bis Carp, der einzige rumänische Minister, der den Mut hatte, die jüdische Sache im Parlament zu verteidigen, während seiner Ministerschaft eine Zählung der gesamten Bevölkerung Rumäniens, nach Nationalitäten und Religionen, anordnete. Die Resultate wurden im Staatsanzeiger veröffentlicht und lauten, wie folgt: Gesamtbevölkerung von Rumänien, 2 739 043 männliche und 2 667 206 weibliche Wesen; zusammen 5 406 249. Darunter befinden sich 118 685 männliche und 124 540 weibliche Anhänger des Judentums, zusammen 243 225, von welchen volle 85% in Rumänien geboren wurden und nicht als „Fremde" angesehen werden können. Wenn von den 118,685 männlichen Juden noch die Kinder abgezogen werden, die unter Juden bekanntlich sehr zahlreich sind, dürfte unsere Behauptung, daß in Rumänien nicht mehr als 60 000 erwachsene Juden leben, wohl kaum weit von der Wahrheit entfernt sein. Was wird nun aus den lügenhaften Angaben der uns feindlich gesinnten Presse und Politiker? Wir haben also die Genugthuung, den Händen unserer Todfeinde eine mächtige Waffe entwunden zu sehen.

Leider besitzen sie aber noch Verleumdungen genug, so z. B., daß wir durch geistige Getränke das Volk vergiften, daß wir Wucherer und Landesfeinde sind. Aber der Tag wird kommen, wo auch diese Lügen ihre Widerlegung finden werden. Ein erfreuliches Faktum wurde durch die Zählung ans Licht gebracht, nämlich, daß unter all den 243 225 Juden — abgesehen von den kleinen Kindern — auch nicht ein einziger ist, der nicht lesen, schreiben und rechnen kann, während von den 5 163 024 Christen nur 443 661 lesen und schreiben können. Nun mögen Unparteiische urteilen, auf welcher Seite in Rumänien die Zivilisation liegt. Wir sind Herrn Carp sehr dankbar für den großen Dienst, den er uns rumänischen Juden geleistet hat.

Jüdische Ackerbauer in Amerika.

St. New-York, 30. November.

Die Ansiedlung von jüdischen Einwanderern behufs Betreibung der Landwirtschaft in diesem Lande bot zur Zeit, als diese Einwanderer in Massen hierher störmten, so viele Schwierigkeiten dar, daß die Herren, welche darin die geeignetste Lösung des Problems der Unterbringung der Einwanderer suchten, fast entmutigt die Arbeit sinken ließen. Und doch zeigte sich mit der Zeit, daß die Juden für den Ackerbau sich ebenso befähigt zeigten, wie für irgend einen andern Lebensberuf, daß sie eine Thatkraft, eine Zähigkeit und Ausdauer entwickelten, welche einen gesicherten Erfolg nach sich ziehen mußte, und daß daher in dieser Richtung segensvolle Resultate zu erwarten seien. Die Woodbine Kolonie in New Jersey, gegründet inmitten einer Wildnis vor einigen Jahren durch den Moritz von Hirsch-Fonds, eine blühende Ansiedlung jetzt, legt Zeugnis davon ab, wie rasch diese Leute den amerikanischen Geist des rastlosen Aufwärtsstrebens durch eigene Arbeit eingesogen haben und mit dem amerikanischen Kulturleben sich verschmelzen. Die Umgangssprache unter den Leuten ist meistens Englisch, der Jargon-Dialekt ist im Schwinden begriffen. Es wird aber auch bald ein Fabrikstädtchen da entstehen, wie das in allen amerikanischen Landansiedelungen sich so rasch entwickelt. Schon ist eine Maschinen-Werkstätte da, eine dreistöckige Kleiderfabrik, eine Korbflechterei und andere Fabriken. Auch ein Badehaus ist da für kalte, heiße und Douchbäder, eine öffentliche Bibliothek und sonstige Anstalten, das Leben angenehm zu machen, und die Kolonie zu einem echten Heim zu gestalten.

Wo aber der Jude hinzieht, da bringt er auch seine Thora mit, sein Schul- und Bethaus und seine Gesellschaften für Erweisung von Liebesdiensten, Krankenpflege, Waisen- und Armenunterstützung. Natürlich besteht auch eine solche in Woodbine, und diese Gesellschaft hat es bereits fertig gebracht, ihre eigene Synagoge zu errichten, und zwar aus Material, welches die Ansiedlung liefert und an dem Bau sowie in der Anfertigung der Materialien aus Stein, Eisen und Holz sind nur Kolonisten thätig. Die Ziegelsteine, welche zur Verwendung kommen, sind dort hergestellt, Eisenteile in der dortigen Schmiede, und Holzarbeiten in der Zimmermanns-Werkstätte hergestellt, so daß nicht ein einziger Arbeiter dabei beschäftigt ist, der nicht zur Kolonie gehört.

Am vergangenen Sonntag wurde der Grundstein in Gegenwart des früheren Richters und jetzigen Kandidaten für das Amt eines Richters der Supreme Court Myer S. Isaaks, Präsident des Baron de Hirsch-Fonds, und einer Anzahl geladener Gäste gelegt. Die Zeremonien waren feierlicher Natur, Herr M. L. Sabsowitsch, der Superintendent der Ansiedlung, leitete die Feierlichkeiten. Bereits bestehen dort zwei Klassen, wovon eine, aus bessarabischen Einwanderern bestehend, dem portugiesischen Ritus sich zuneigt, die andern Einwanderer aus Polen und Rumänien, den deutschen Ritus vorzieht. Vor den hohen Feiertagen hält die Gemeinde eine Versammlung ab und entscheidet durch Abstimmung, welcher Ritus beim Gottesdienst vorwalten soll. Dem Verdikt der Majorität fügt sich alles — echt amerikanisch.

Am Samstag ruht die Arbeit vollständig und das vierte Gebot wird dort strikte beobachtet. Was bis jetzt noch nicht notwendig war und hoffentlich noch lange entbehr-

lich sein wird, ist ein Krankenhaus, denn das Klima ist ein vorzüglich gesundes: es giebt dort auch keinen Polizeiknüppel, denn es giebt keine Trunkenbolde und keine Verbrecher, keine Temperenz-Gesellschaften, denn Mäßigkeit in allem ist die Regel, aber eine Ackerbauschule ist da bereits eingerichtet und hoffentlich werden daraus tüchtige Landbauer hervorgehen, die in anderen Teilen des Landes segensvolle Ansiedlungen zu leiten imstande sein werden.

Aus Alt-Berlin.

Eine Rabbiner- und eine Repräsentantenwahl.

(Dargestellt in 22 Briefen und einem Epilog.)

1. An die Repräsentanten-Versammlung der hiesigen jüdischen Gemeinde.

Wenn schon bei Lebzeiten unseres verewigten Rabbinats-Assessors und Predigers Herrn Dr. Sachs die Notwendigkeit der Berufung eines zweiten rabbinisch-qualifizierten Predigers auch von der geehrten Versammlung vielfach anerkannt worden war, so unterliegt es keinem Zweifel, daß dem betreffenden Gegenstande nach dem Hintritte des Herrn Dr. Sachs unverweilt die volle Aufmerksamkeit zugewendet werden muß. Es ist nicht allein die Kanzel verwaist, sondern die Gemeinde auch bezüglich aller rabbinischen Funktionen einzig und allein auf die Person des Herrn Rabbinats-Assessors Rosenstein angewiesen, ohne daß im Falle einer Behinderung desselben irgendwie vorgesorgt wäre.

Nach den Vorschriften des Gemeinde-Statuts würden fortan nicht mehr Rabbinats-Assessoren, sondern Rabbiner anzustellen sein, und die geehrte Versammlung dürfte mit uns darin einverstanden sein, daß es nunmehr geraten sei, mit der Berufung zweier Rabbiner resp. Prediger vorzugehen.

Wir beantragen daher bei der geehrten Versammlung ergebenst, zur Vorberatung dieses Gegenstandes eine gemischte Kommission zu bilden und zu diesem Zwecke einige Deputierte Wohlderselben abzuordnen.

Der Vorstand der jüdischen Gemeinde.

Berlin, den 10. Februar 1864.

* * *

1a. An den Vorstand der hiesigen jüdischen Gemeinde. Zufolge Antrages des geehrten Vorstandes vom 10. d. M. haben wir in die gemischte Kommission zur Vorberatung der Frage über die Besetzung von Rabbinerstellen aus unserer Mitte die Herren Geheimen Kommerzienrat Meyer, A. H. Heymann und H. Demuth deputiert.

Berlin, den 21. Februar 1864.

Die Repräsentanten-Versammlung der jüdischen Gemeinde.

2. An die Repräsentanten-Versammlung. In der Angelegenheit betreffend die Besetzung von Rabbinerstellen, anerkennt die gemischte Kommission — wie aus den sub pet. rem. beiliegenden Protokollen derselben hervorgeht — nach eingehender Prüfung des ihrer Vorberatung überwiesenen Gegenstandes, die Dringlichkeit des Bedürfnisses, und befürwortet sie die Anstellung zweier Rabbiner, und zwar nicht etwa durch Ausschreibung einer Konkurrenz, sondern im Wege der Berufung.

Die Festhaltung an diesem, in hiesiger wie in fast jeder andern jüdischen Gemeinde herkömmlichen Modus — die Berufung — glaubt die Kommission deshalb empfehlen zu müssen, weil sie von der Voraussetzung ausgeht, daß unsere Gemeinde bei den Rabbinerwahlen ihr Augenmerk lediglich auf hervorragende, durch ihre Leistungen in der rabbinischen Litteratur wie durch ihre Kanzelberedsamkeit bekannte Persönlichkeiten, mithin nur auf solche Männer richten könne, welche, ihres Rufes wie ihrer Stellung wegen, sich nimmer zu einer Bewerbung um ein öffentlich ausgeschriebenes Amt herbeilassen.

Von diesen Gesichtspunkten ausgehend glaubte die Kommission, im Interesse der Sache, auch rücksichtlich der zu treffenden Wahlen vorbereitende Schritte thun zu dürfen, um den Gemeindebehörden geeignete Kandidaten vorschlagen zu können, und es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß sie es hierbei an reiflicher Erwägung, an Umsicht und Einsicht durchaus nicht hat fehlen lassen. Es sind bei ihren Beratungen alle, einer extremen Richtung fernstehende, Männer, auf welche man für den vorliegenden Fall die Aufmerksamkeit zu richten geneigt sein könnte, nicht blos genannt worden; sie hat es auch nicht unterlassen, genaue Erkundigungen über dieselben einzuziehen, um sich nach allen Seiten hin über deren Leben und Wirken, ihre amtlichen und persönlichen Verhältnisse zu vergewissern, und für den zu fassenden Gemeindebeschluß entsprechende Vorschläge machen zu können.

Eine Folge dieser eingehenden Beratungen und genaueren Erkundigungen ist es, daß die Kommission von der durch sie ursprünglich aufgestellten Kandidatenliste einige Namen entfernt hat und die Herren Rabbiner Dr. Aub zu Mainz, Dr. Joel zu Breslau, so wie die Herren . . . . . als die geeigneten Kandidaten in Vorschlag bringt.

Was nun zuvörderst das von der Kommission vorgeschlagene Verfahren anbetrifft, so müssen wir uns mit dem Vorschlage vollkommen einverstanden erklären. Wie wir einerseits schon in unserer Vorlage vom 10. vorigen Monats auf die unzweifelhaft dringende Notwendigkeit der Anstellung zweier Rabbiner resp. Prediger hingewiesen haben, so müssen wir andererseits auch der von der Kommission ausgesprochenen Ansicht beipflichten, daß nur untergeordnete Männer im Falle einer Konkurrenzeröffnung sich zu einer Meldung entschließen könnten, rabbinische Notabilitäten aber, Männer, welche durch ihre wissenschaftliche Thätigkeit und rednerische Begabung zu einem Rufe gelangt sind, vociert sein wollen und sich den Eventualitäten einer Meldung nicht aussetzen würden.

Ebenso gerechtfertigt finden wir es auch, daß die Kommission von ihrer früheren Kandidatenliste einige Namen entfernt hat, da die von ihr hierfür angeführten Gründe allerdings schwer ins Gewicht fallen. —

Indem nun die Kommission — wie wir anerkennen müssen — mit vollem Rechte ihren Vorschlag auf die vorerwähnten (vier) Rabbiner beschränkt, haben wir uns bei dem Rufe, welchen die beiden erstgenannten Männer sowohl durch ihre litterarischen Leistungen, als auch durch ihre oratorischen Fähigkeiten sich erworben haben, für die Wahl dieser beiden Männer, der Herren Rabbiner Dr. Aub und Dr. Joel, entschieden und beantragen bei der geehrten Versammlung sich mit diesen Wahlen einverstanden zu erklären.

Herr Dr. Aub hat seit Jahren eine litterarische Thätigkeit im Gebiete der jüdischen Theologie entwickelt und sich dadurch einen klangvollen Namen erworben. Da er zudem mit einer bedeutenden Redefertigkeit ein sehr glückliches Organ verbindet, so vereinigen sich in ihm alle diejenigen Eigenschaften, die zu seiner amtlichen Stellung in hiesiger Gemeinde als besonders wünschenswert erachtet werden müssen und um

derentwillen er sich, bei der Männlichkeit seines Charakters, der Liebe und Hochachtung seiner Gemeinde erfreut.

Herr Dr. Joel hat nicht allein auf litterarischem Gebiete sich durch verschiedene anerkannte Arbeiten ausgezeichnet, sondern auch durch eine Reihe von Jahren als Lehrer und Prediger ist dem Rabbiner-Seminar zu B. gewirkt, und ist infolgedessen zum Rabbiner erwählt worden. Seine beiden in hiesigem Orte bei den sehr traurigen Anlässen gehaltenen Reden haben seine oratorischen Fähigkeiten, auch unserer Gemeinde gegenüber, zur Genüge dargethan, und seine philologische Qualifikation (facultas docendi) ist unter den obwaltenden Umständen wohl auch beachtenswert.

Wir glauben daher in den beiden genannten Rabbinern, zumal sie als in jeder Beziehung wohlwollende und friedliebende Männer bekannt sind, eine durchaus glückliche Wahl getroffen zu haben und den Beitritt zu derselben der geehrten Versammlung empfehlen zu dürfen.

Selbstverständlich kann es sich aber jetzt blos um die Wahl der Personen handeln und werden alsdann erst die Anstellungsbedingungen mit den Gewählten zu vereinbaren und durch Gemeindebeschluß festzustellen sein.

Der Vorstand der jüdischen Gemeinde.

Berlin, den 16. März 1865.

* * *

2a. An den Vorstand der hiesigen jüdischen Gemeinde. Unter Rückgabe der Anlagen benachrichtigen wir den geehrten Vorstand ergebenst, daß wir uns zwar mit dem Vorschlage der gleichzeitigen Anstellung zweier Rabbiner einverstanden erklärt, dagegen den vorgeschlagenen Modus der Berufung abgelehnt und beschlossen haben, daß bezüglich der Besetzung beider Stellen ein öffentliches Konkurenzschreiben erlassen werden soll.

Den geehrten Vorstand ersuchen wir ergebenst, unserem Beschlusse betreten zu wollen.

Berlin, den 3. April 1865.

Die Repräsentanten-Versammlung der jüdischen Gemeinde.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Zahn um Zahn.

Erzählung aus Polens Vergangenheit.

(Fortsetzung.)

Der Edelmann erzählte hierauf seinerseits, daß er der Graf Zarnowiecki sei, mit seiner Gemahlin eine Wallfahrt nach Rom unternommen habe und nun, auf der Rückkehr in die Heimat begriffen, einen Umweg genommen habe, um über Spanien, Frankreich und Deutschland in ihr Land zurückzukehren. Er bemerkte dazu, daß die langwierige und beschwerliche Reise ganz und gar nicht nach seinem Geschmacke gewesen sei, daß er aber seiner jungen, ihm kaum erst angetrauten Gemahlin zu Liebe in dieselbe eingewilligt hätte, um ihre unwiderstehliche Sehnsucht, Reisen zu machen und fremde Länder kennen zu lernen, zu befriedigen.

„Jetzt aber", fügte der Graf hinzu, „habe ich all das Reisen satt, und ich hoffe, daß es auch bei meiner Frau der Fall ist. Auf dem kürzesten Wege wollen wir trachten, in unsere Heimat zurückzukommen. Nicht nur, daß ich mich von den Strapazen und Unzukömmlichkeiten der Reise nach dem bequemen, fröhlichen Leben zu Hause sehne, sondern auch andere wichtigere Ursachen wegen möchte ich nicht zu lange vom Heimatlande fern bleiben. Wenn nur meine Wunde mir eine baldige Weiterreise gestattet."

„Sobald wir in der Stadt und im Hause sein werden," sprach der alte Josef, „wird mein Sohn hier Eure Wunde genauer untersuchen. Er ist wohl noch kein öffentlicher Arzt, aber er hat die Wissenschaft der Heilkunde bereits vollständig inne und bei mehr als einem schwierigen Falle ist er bereits von älteren, erfahrenen Kollegen beigezogen worden trotz seiner Jugend.

„Euer Sohn ist dies, Reb Josef?" wandte sich die Gräfin, die bis jetzt alles angehört, aber noch kein Wort gesprochen hatte, an den Alten. „Man merkt es, daß er im Ausland erzogen wurde. Er gleicht nicht Euren übrigen Glaubensgenossen in unserm Lande."

Scharfe Röte überzog bei diesen Worten das Antlitz des jungen Mannes, sein Auge begegnete dem auf ihn gerichteten Auge der Gräfin. Die Dienerschaft hatte unterdessen alles zur Einkehr in die Stadt vorbereitet. Weder der Graf noch die Gräfin waren imstande, wieder zu Pferde zu steigen und so trat man zu Fuß den Rückweg an. Die Gräfin, von den beiden Bedienten unterstützt, voran, der Graf und Reb Josef in eifrigem Gespräche begriffen, hinterher, zuletzt Amiéser ganz allein und nachdenklich. Das Gespräch zwischen Reb Josef und dem Grafen geriet bald aufs politische Gebiet der heimatlichen Zustände, und es schien dem hinterherschreitenden Amiéser, der hin und wieder einige abgebrochene Sätze erlauschte, daß die beiden in gewissen Angelegenheiten ein mehr als gewöhnliches Interesse zeigten und, was ihn noch mehr Wunder nahm, daß der vornehme Magnat und der niedrige Jude in mehreren ihrer Ansichten übereinstimmten. Doch schenkte er dem Gespräche zu wenig Aufmerksamkeit, um mehr als diese flüchtige Bemerkung zu machen.

In der Stadt angelangt, zeigte sich bei näherer Prüfung die Wunde des Grafen bedenklicher, als man anfangs gedacht. Es dauerte mehrere Wochen, bis die Heilung der Wunde des Grafen soweit vorgeschritten war, daß man ohne Besorgnis an die Weiterreise denken konnte. Während dieser ganzen Zeit hatte der junge Arzt keinen einzigen Tag seinen Besuch ausgesetzt und war fast stets von seinem Vater begleitet worden. War nun der erste Teil des Besuches, der dem Hauptgegenstande, dem Patienten, gewidmet war, vorüber, so pflegte gewöhnlich der Graf sich mit Reb Josef in ein Gespräch einzulassen, das stets um die heimatlichen Zustände sich drehte und beinahe jedesmal auf die hohe Politik hinauskam. Amiéser pflegte dann zuweilen, nach einigem Stillsitzen, unter irgend einem Vorwande sich zu entfernen, seinen Vater in eifrigem Politisieren mit dem Grafen zurücklassend. Meistens jedoch wurde auch er von der Gräfin zurückgehalten und in eine Unterhaltung verwickelt, die sich bei dem beiderseitigen höheren Bildungsgrade in mehr wissenschaftlichen und ästhetischen Kreisen bewegte. Der Gemahl der Gräfin, der zum alten Reb Josef eine auffallende, bei Seinesgleichen Juden gegenüber selten zu findende Vertraulichkeit bekundete, schien auch das längere Konversieren seiner Gemahlin mit dem jungen Arzte nicht übel zu nehmen, ja es schien fast, als ob er es gerne sähe, wenn seine Frau und Amiéser in eifriger Besprechung irgend eines Themas vertieft, seiner Unterredung mit dem Alten keine Aufmerksamkeit schenken konnten. Das Gespräch der beiden Männer wurde dann leise flüsternd, und öfters schien es, als ob ein, beiden

gleich wichtiger Name mit besonderer Betonung und scheuem Umherblicken ausgesprochen würde.

Die Gräfin, die eine, selbst in ihrem Stande nicht gewöhnliche Bildung und Aufklärung besaß, hatte ihren Retter anfangs zwar mit gewinnender Freundlichkeit, aber mit jener gemessenen Zurückhaltung behandelt, wie sie es fremden Männern überhaupt und besonders einem geringfügigen Juden gegenüber gewohnt war. Nach und nach jedoch hatte sie die umfassende Bildung und den edlen, bescheidenen Charakter Amiésers aus seinen Gesprächen kennen und schätzen gelernt. Daß er im gegebenen Falle Mut und Entschlossenheit gleich irgendwelchem Kavalier besäße, hatte sie an sich selbst erfahren. Mehr als einmal entschlüpfte ihr die Bemerkung, daß sie nicht so sehr seine höhere Bildung als sein, bei den ihr bekannten Juden so seltenes, freies und ritterliches Wesen in Erstaunen setzte.

Aber auch Amiéser war in der kurzen Zeit der Bekanntschaft im gräflich Zarnowieckischen Hause sehr verändert worden. Er, der sonst schweigsam und zurückhaltend war und sich nur mit seinem Studium oder mit seinem Vater beschäftigte, hatte ein gesprächigeres Wesen angenommen und konnte stundenlang der ihm mit sichtlichem Interesse zuhörenden Dame seine Erlebnisse erzählen oder seine Ideen mitteilen. Auch sein Auftreten im allgemeinen war ein festeres, selbstbewußteres geworden.

In der Fremde, fern von der Heimat, fühlen sich stets die demselben Lande Angehörigen, wenn auch ihre gesellschaftliche Stellung noch so weit von einander absteht, zu einander hingezogen, und der Verkehr zwischen denselben ist ein freundlicherer und zwangloserer als er es in der Heimat, unter gleichen Umständen sein würde. Zwischen dem jungen Judenarzte und der vornehmen aber fein fühlenden Edeldame hatte das gegenseitige Verhalten zu einander ebenfalls bald die Grenzen gewöhnlicher Konvenienz überschritten und, besonders vonseiten der Gräfin den Charakter vertraulicher Freundschaft angenommen. Amiéser selbst war mehr zurückhaltend und erlaubte sich nur hie und da etwas mehr Zwanglosigkeit, obwohl er das sympathische Entgegenkommen der Gräfin wohl sah und empfand. Zu wiederholten Malen hatte sich die Gräfin geäußert, daß sie ihn nicht nur als Arzt ihres Gemahls und als ihren Retter aus Gefahr, sondern auch als Freund betrachte. Sie hatte sogar scherzweise seinen Namen Amiéser in das ähnlich lautende spanische amigo, Freund, verwandelt und redete ihn öfters im Verlaufe der Gespräche in dieser zutraulichen Weise an. Gegen den Grafen war das Benehmen des jungen Arztes stets dasselbe geblieben. Respektvoll und bescheiden, aber weder unterthänig noch besonders zutraulich. So waren die wenigen Wochen wie im Fluge verstrichen, und da die Wunde des Grafen, dank der Behandlung des kundigen Arztes und dem milden, für Heilung derartiger Wunden ganz besonders günstigen Klima der dortigen Regionen, beinahe völlig geheilt war, so konnte die Abreise nicht mehr aufgeschoben werden. Zum letzten Male waren heute der alte Reb Josef und sein Sohn in der Wohnung des gräflichen Paares anwesend um sich zu verabschieden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Räuber.

(Anekdote aus dem Russischen.)

Ein armer Jude hatte eine entsetzlich böse Frau. Eines Tages geriet sie gegen ihren geduldigen Gatten in heftigen Zorn: warum andere Weiber in Ueppigkeit und Ueberfluß lebten, sie aber mit ihren Kindern fast Hungers stürbe.

„Du bist ein Faullenzer, ein Tagedieb," schrie sie ihrem Manne zu, „werde meinetwegen Räuber, ernähre nur Deine Familie! Fort aus meinen Augen!"

Und ohne auf etwas weiteres zu hören, jagte sie den Unglücklichen zur Thür hinaus. Lange wankte der Arme, niedergeschlagen und traurig, in den Straßen umher, dachte und dachte und erdachte nichts Gescheites. Endlich kam er zu einem Entschluß: Komme, was da wolle, ich will es mit dem Räuberhandwerk versuchen . . . Er ging aus der Stadt hinaus, verbarg sich am Rande des Waldes, wo die Landstraße vorbeiführte, und harrte der Beute. Ein Bauer kam des Weges daher.

„Nein, den darf ich nicht anrühren," dachte der Jude, „wird mich noch durchprügeln und mir den Rock abnehmen. Sieht selbst wie ein Räuber aus!"

Ein altes Weib, das mit Bündeln und Packen beladen war, ging vorüber. Der Jude sann nach.

„Fremde Weiber anrühren, noch dazu christliche, ist sündlich," sagte er zu sich.

Ein Stutzer kam mit der Post gefahren. Der Jude schaute wieder aus.

„Nun, diesem Vogel konnte ich ein paar Federn ausrupfen, nur schade, der Kutscher sieht mir zu robust aus."

So kam der Abend heran und die Stunde des Abendgebetes. Der Jude fing an, eifrig zu beten. In der Glut des Betens bemerkt er, daß längs der Landstraße ein Glaubensgenosse auf einem mageren Klepper kommt.

„Nun, endlich einer nach meinen Kräften," frohlockte der debütierende Gurgelabschneider. Aber die Lage des Räubers war eine sehr kritische: er hatte sein Gebet noch nicht geendet, folglich nicht das Recht, von der Stelle zu weichen oder ein Gespräch zu beginnen. Er winkte dem herantretenden Glaubensgenossen also bedeutsam mit den Händen zu und stieß unartikulierte Laute aus. Dieser hielt, als er den betenden Bruder erblickte, an und wartete geduldig, bis derselbe mit seiner frommen Handlung zu Ende sei.

Sobald der Räuber sein Gebet beendigt hatte, lief er, sich innerlich Mut zusprechend, auf den Reisenden zu.

„Guten Abend!" wandte er sich an sein Opfer.

„Guten Abend!" antwortete der Reisende.

„Scholom alechem!" (Friede mit Euch!) — der Räuber streckte dem Fremden seine Hand entgegen.

„Alechem scholom!" — dieser drückte die dargebotene Hand.

„Woher kommt Ihr?" fragte der Räuber.

Der Reisende erklärte das Woher, Wohin und Warum seiner Reise.

„Habt Ihr nicht eine Prise?"

Der Fremde bot dem Räuber bereitwillig seine Dose an.

„Aber wißt Ihr auch, wer ich bin?" brüllte der Räuber plötzlich mit Grabesstimme.

„Nein, ich weiß es nicht; wer seid Ihr?"

Der Räuber trat zwei Schritte zurück und erhob die Faust.

„Ich . . . ich . . . bin . . . ein . . . jüdischer . . . Räu . . . Räu . . . Räuber!" brüllte er.

Der Fremde sprang, mehr tot als lebend, entsetzt zurück. „Was wollt Ihr von mir?“ fragte er mit zitternder Stimme.

„Gebt mir, um Gotteswillen,“ flehte der jüdische Räuber mit kläglicher Stimme, „ein Almosen! Die Frau . . . neun Kinder . . .“

Fr. Bl.

Wochen-Chronik.

Berlin, den 13. November.

Central-Verein für die Interessen der jüdischen Gemeinde zu Berlin.

Große Versammlung

Montag, den 18. November 1895, Abends 8½ Uhr
Luckauerstraße 15. „Deutscher Hof.“

Tages-Ordnung:

1. **Unsere Stellung zu den Repräsentanten-Wahlen.**
2. Diskussion über die bevorstehenden Repräsentanten-Wahlen. Repräsentanten werden anwesend sein.

Mitglieder der jüdischen Gemeinde sind willkommen!

Der Vorstand.

Central-Verein für die Interessen der jüdischen Gemeinde zu Berlin.

Große Versammlung

Donnerstag, den 21. November 1895, Abends 8½ Uhr
in den „Hohenzollern-Sälen“, Moabit, Bandelstr. 35

Tages-Ordnung:

1. **Wahrung unserer staatsbürgerlichen Rechte.**
2. Diskussion über die bevorstehenden Repräsentanten-Wahlen. Repräsentanten werden anwesend sein.

Mitglieder der jüdischen Gemeinde sind willkommen!

Der Vorstand.

***Berliner Nachrichten.** Der Vorstand der jüdischen Gemeinde hat vor wenigen Tagen mit den Einladungen zur Repräsentantenwahl die Stimmzettel an die Gemeindemitglieder verschickt. Wir bitten, diese Stimmzettel bis zum Wahltage, den 28. November aufzuheben, da ohne ihren Besitz die Ausübung des Wahlrechts unstatthaft ist.

— **Heinrich Rickert** hat am vergangenen Sonnabend das fünfundzwanzigjährige Abgeordneten-Jubiläum gefeiert. Ein Vierteljahrhundert hat der wackere Mann in den vorderen Reihen des überzeugstreuen Liberalismus gewirkt, ein untadeliger Charakter. Was er den politischen Parteien gewesen, denen er nahe gestanden, das haben die Organe dieser Parteien zum Ausdruck gebracht; seine Heimatstadt Danzig hat ihn durch Ernennung zum Ehrenbürger ausgezeichnet und sein über die Grenze der Partei hinausgehendes gemeinnütziges Wirken anerkannt. Indem wir den Glückwünschen der Parteifreunde und Stadtgenossen uns anschließen, gedenken wir insonders des Anspruches, den sich Heinrich Rickert auf den Dank unserer Glaubensgenossenschaft erworben hat. Er hat aufrichtigen Liberalismus bethätigt, indem er gegen den Antisemitismus sich wandte, nicht blos, wo sich ihm Gelegenheit bot, sondern auch wo er die gesuchte Gelegenheit fand. Der Verein zur Abwehr des Antisemitismus zählt ihn neben Gneist zu seinen Begründern. In seinem Gerechtigkeitsgefühl hat er dabei nicht auf Dank und Anerkennung gerechnet. Doch darf er sicher sein, daß ihm gegenüber die Juden die Stammestugend der Dankbarkeit nicht verleugnen — auch wenn der Vorstand der jüdischen Gemeinde Berlin vergessen hat, sich an der Feier seines Ehrentages zu beteiligen. Das unterblieb nur, weil der Vorstand weiß, daß er das Recht verwirkt hat, im Namen der deutschen Juden zu sprechen.

— **Wählerversammlungen.** Ueber zwei weitere Versammlungen, veranstaltet vom Centralverein für die Interessen der jüd. Gemeinde, haben wir heute zu berichten. Die eine wurde am vorigen Donnerstag in der Victoriabrauerei (Lützowstraße), die andere in den „Brunnensälen“ (Brunnenstraße) abgehalten. Beide erfreuten sich eines sehr starken Besuches; der große Saal in der Brunnenstraße z. B. war überfüllt. In der Lützowstr. sprach Herr Fabrikbesitzer J. Weinberg über die Bedeutung des „Centralvereins“ für unsre Gemeinde, in der Brunnenstr. Herr Fabrikbesitzer W. Goldschmidt über die bevorstehenden Wahlen. Beiden Rednern wurde Dank und Anerkennung seitens der Versammlung gezollt und beiden Vorträgen folgte eine lange und rege Diskussion, die die Wähler fast bis Mitternacht fesselte. An den Debatten beteiligten sich, außer den bekannten Wortführern, einige neue Verfechter der Sache des Judentums, die der heftige Wahlkampf aufgeschreckt hat aus ihrer Ruhe und sie veranlaßt hat, offen zu bekennen, daß sie zu uns gehören. Wir nennen in erster Reihe Herrn Professor Dr. Lewin, der sowohl in der Victoriabrauerei als auch in den Brunnensälen das Wort nahm, um die Phraseologie der Vorstandsschutztruppe, die sich unter der Maske des liberalen Wahlvereins verbirgt, zu beleuchten, die Hohlheit und Unwahrhaftigkeit ihres Wahlprogramms, das in seinem wesentlichsten Teile Worte, nichts als Worte enthält, zu beweisen. Eine detaillierte Berichterstattung über die beiden Versammlungen würde den Raum einer ganzen Nummer unsres Blattes überschreiten, ohne jedoch dem Leser ein getreues Bild zu gewähren von dem Enthusiasmus, der in allen Versammlungen des Centralvereins zum Ausdruck gelangt, — diese Versammlungen muß man besucht, an dieser Begeisterung sich erwärmt haben, um beide zu würdigen. Und darum möge dieser kurze summarische Bericht hier Platz finden.

— Ein Schreiben jedoch, das in der Versammlung in der Victoriabrauerei zur Verlesung gelangte und mit rauschendem Beifall aufgenommen wurde, wollen wir trotz des uns knapp zugemessenen Raumes wiedergeben, denn dieses Schreiben ehrt ebenso den Absender wie den (richtiger: die) Empfänger. Als ein im Westen wohnender Wähler erhielt auch Herr Geheimer Kommerzienrat Goldberger eine Einladung zu der am 6. d. M. stattgehabten Wählerversammlung. Herr Geheimrat G. richtete an den stellvertretenden Vorsitzenden des Centralvereins, Herrn J. Weinberg, folgende Zeilen der Entschuldigung und der Zustimmung:

„Sehr geehrter Herr Weinberg! Zu meinem lebhaften Bedauern ist es mir nicht möglich, an der heute vom Centralverein berufenen Versammlung teilzunehmen. Sie wissen, mein Herz bleibt der alten Richtung treu ergeben, die auch die gute Sache vertritt. Ich hätte gern in Ihrer Versammlung diese meine Stellung, die übrigens ja in weiten Kreisen bekannt ist, deutlich zum Ausdruck gebracht und

Sie Alle angfeuert, auf dem heiligen Boden unserer ewig währenden Ueberlieferungen fortzuwirken. Wie ich Ihnen schon jüngst mitteilte, ist es mir persönlich durchaus versagt, mich an Arbeiten für unsere Glaubensgemeinschaft auf absehbare Zeit zu beteiligen. Die Gründe hierfür liegen wohl in der Vergangenheit, zumeist aber in dem Umstande, daß mich meine derzeitige umfangreiche öffentliche Thätigkeit von früh bis zum späten Abend in Ansprnch nimmt, so daß ich mich anderweiten Obliegenheiten nicht mit der Hingebung widmen könnte, welche die unabweisliche Voraussetzung übernommener Pflichten bildet. Ueber Ihren heutigen Beratungen walte ein glücklicher Stern — unseren Gesinnungsgenossen zum Heile, unserer Gemeinde zum Segen!

Mit vorzüglicher Hochachtung
gez. L. M. Goldberger."

— ?? In dem Artikel unseres geschätzten Mitarbeiters Dr. Rülf über Moses Mendelssohn (No. 45 dieses Blattes) fand sich der Satz: „Israel konnte daran denken, seinen Beruf wieder aufzunehmen, der Welt den wahren Gott und die wahre Sittlichkeit kundzuthun". Dazu bemerkt ein antisemitisches Blatt:

„In einer Zeit, wo die Juden zahlreicher als je den Tanz ums goldene Kalb tanzen, wo sie in ihrer ungezügelten Erwerbssucht die Gebote Gottes mehr als je außer Acht lassen, kann zwar ihre Versicherung, daß sie ihren Beruf wieder aufgenommen haben, „der Welt den wahren Gott und die wahre Sittlichkeit kund zu thun," kaum ernsthaft genommen werden. Allein man sollte nachgerade in jüdischen Kreisen sich scheuen, gegen den christlichen Gedankenkreis eine so herausfordernde Sprache zu führen und sich vielmehr bemüht zeigen, vor allem in den eigenen Reihen für die Verkündigung des wahren Gottes und der wahren Sittlichkeit zu sorgen".

Das Blatt, das sich über „ungezügelte Erwerbssucht" der Juden entrüstet und ihnen rät, in den eigenen Reihen für die Verkündigung der „wahren Sittlichkeit" zu sorgen, ist die Kreuzzeitung, das Organ der Herren Hammerstein-Woßu und Dr. Kropatschek-Daneben. Wären wir auch bereit, ein Kollegium über „wahre Sittlichkeit" bei Herrn von Hammerstein zu belegen, — was hülfe es uns da, uns die Adresse fehlt. Oder will Herr Kropatschek die Freundlichkeit haben, sie uns zu vermitteln?

— **Eine Frage.** Von geschätzter Seite erhalten wir folgende Zuschrift: Sehr geehrter Herr Redakteur! Wir stehen im Zeichen der Repräsentanten-Wahlen und ist dies daher wohl die geeignetste Zeit, um auf Mißstände in der Gemeinde-Verwaltung hinzuweisen.

Wie allseitig bekannt, bestehen bei der Gemeinde und ihren humanitären Instituten zahlreiche Stiftungen und Legate für die verschiedensten wohlthätigen Zwecke. Leider gar nicht oder nur sehr wenig bekannt sind jedoch dem Publikum, speziell aber denjenigen, die von den Benefizien, welche die resp. Stiftungen etc. gewähren, Gebrauch machen wollen, die näheren Bedingungen sowie die Verteilungs-Termine für die Zinsen. Bei dem Magistrat besteht eine eigene Stiftungs-Deputation; warum hat die Verwaltung der jüd. Gemeinde nicht eine ähnliche Einrichtung? Dort werden die Termine für die Verteilung von Zinsen der Stiftungen, wie die Bedingungen der letzteren rechtzeitig vorher in öffentlichen Blättern publiziert; warum geschieht dies hier nicht? Gar mancher verschämte Arme, der so zu zaghaft ist, sich bittend an die Gemeinde zu wenden, würde — durch eine Publikation aufmerksam gemacht — den Mut zu einem Gesuch finden, besonders, wenn er glaubt, die Bedingungen erfüllen zu können, welche an die Gewährung einer Bei- oder Aufhilfe aus irgend einer der vielen Stiftungen geknüpft werden. Die krassesten Vorstellungen bestehen vielfach gerade in den Kreisen der Hilfesuchenden über die Stiftungsbestimmungen 2c. und man hat es trotzdem bis jetzt nicht für nötig befunden, hier gründlich Wandel zu schaffen. Da ist z. B. die Dr. Ephraim-Stiftung, welche jährlich über ca. 50 000 Mk. Zinsen verfügt. Diese Stiftung*) wird durch ein besonderes Kuratorium verwaltet, welches die eingehenden Gesuche prüft und über die Verteilung der disponiblen Zinsen bestimmt. Gesuche gehen sicher genug ein, da aber eine Bekanntmachung über die Verteilung niemals stattfindet, so liegt die Frage doch nahe: werden nicht viele, die sich für die Stiftung eignen, von derselben aber — wenn es nicht der Zufall will — nichts erfahren, eo ipso von den Segnungen dieses hochherzigen Legates ausgeschlossen? Dies kann aber doch nie und nimmer im Sinne des Erblassers eines Millionen-Vermächtnisses sein. Vielleicht führt diese Anregung dazu, daß die Frage in einer der nächsten Wahlversammlungen einmal gründlich ventiliert wird. Wenn dies der Fall sein sollte, dann wäre der Zweck meiner vorstehenden Auseinandersetzungen, die ich im Interesse der Beteiligten — d. h. also der Armen — machte, vollauf erreicht.

Mit besonderer Hochachtung
Ein Abonnent Ihres Blattes
u. wirklicher Freund der Armen.

— **Aus Alt-Berlin.** An andrer Stelle beginnen wir mit dem Abdruck einer Korrespondenz zwischen dem Vorstands- und dem Repräsentantenkollegium der Berliner Gemeinde, die große Beachtung verdient. Diese Korrespondenz zeigt uns, wie die glorreiche Aera des Fortwurstelns, unter der wir jetzt leiden und der allein unser Kampf gilt, sich entwickelt hat. Die Korrespondenz schließt mit einem Appell des Vorstandes an die Gemeindemitglieder, Repräsentanten zu wählen, die den Willen des Vorstandes thun. Die Wähler entsprachen vor dreißig Jahren dem Willen des Vorstandes; die Folgen jener Wahl kennen wir: Versumpfung. Gerüchtweise verlautet, der Vorstand gedenke auch in diesem Jahre zu dem Volke herabzusteigen und angesichts des erbitterten Wahlkampfes, in welchem es sich für ihn um Sein oder Nichtsein handelt, an die Wähler zu appellieren. Durch Abdruck der Korrespondenz aus dem Jahre 1865 glauben wir, diesem Beginnen entgegenarbeiten, wenigstens aber die Wähler warnen zu sollen!

— **Ergänzung.** Wir erhalten folgende Zuschrift:

Sehr geehrter Herr Redakteur! Nachdem Sie meinen Ausführungen in der Versammlung des Centralvereins einen so breiten Raum gewährten, würden Sie mich zu Dank verpflichten, wenn Sie die Bemerkung wiedergeben würden, mit der ich meine Darlegungen einleitete. Ich habe es bedauert und bedaure es, daß bei dem herrschenden Wahlsystem die Auswahl der Kandidaten dem Wähler unmöglich gemacht ist, dieser bei der Listenwahl sich vielmehr an eine Liste halten muß. Denn wenn er statt des Kandidaten A. der einen Liste dem Kandidaten A 1. der anderen Liste seine Stimme giebt, so kann die Wirkung sein, daß dies dem Kandidaten B. 1 der anderen Liste zu Gute kommt. Nur wegen dieser Folgen des Listenwahlsystems halte ich es für richtig, sich an eine Liste zu halten, während sonst der richtige Weg wäre, sich jeden Kandidaten anzusehen, ob er mehr Liebe und Verständnis für die Sache hat. Nur nachdem die Notwendigkeit vorlag sich an eine Liste zu halten, habe ich mich für eine der beiden Richtungen ausgesprochen. Gleichgiltig wie die Wahlen ausfallen, wäre es wohl dankenswert dies Wahlsystem abzuschaffen, das wie kein anderes zur Schaffung von Parteien drängt. Und diesen Luxus können wir uns eigentlich nicht leisten.

Hochachtungsvoll
Dr. Heinrich Meyer Cohn.

---

*) Uebrigens auch für Nichtjuden! — Ein Beweis für die Richtigkeit der in dem Artikel „Kofessionslos" in der vorletzten Nr. Ihres gesch. Blattes aufgestellten Behauptungen.

— **Dr. Joël Müller,** Dozent an der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums, ist am vorigen Mittwoch gestorben und am Freitag zur letzten Ruhe bestattet worden. Joël Müller, einer der hervorragendsten rabbinischen Gelehrten der Gegenwart, hat sich durch Ausgaben von talmudischen Schriften, Kommentaren dazu und Untersuchungen darüber um die rabbinische Wissenschaft bedeutsam verdient gemacht. Er verband gründliche Gelehrsamkeit mit streng philologischer Schulung und kritischem Sinne. Von seinen selbständig erschienenen Schriften sind zu nennen: „Masechet soferim, der talmudische Traktat der Schreiber, herausgegeben und kommentiert" (1878), „Rèponses faites par de olébres rabins français du XI. et XII. siècle", (Wien 1881), „Responsen der Lehrer des Ostens und Westens, nach Handschriften herausgegeben" (1888), „Einleitung in die Responsen der babylonischen Geonim" (1891), Halachot pesuchot min ha-gaonim" (1893). Neben seinem Lehramte versah Müller noch die Stelle eines Predigers beim Betsaale des Baruch Auerbachschen Waisenhauses. Von seinen Fest- und Gedenkreden, die er dort hielt, erschien 1893 eine Auslese im Druck. Besonders zu vermerken ist noch Müllers Lebensbild Adolf Jellineks. — Die Bestattung des Gelehrten versammelte den kleinen Kreis derer, die dem Judentum ihr Leben geweiht, am Freitag in der Friedhofshalle in Weißensee. Rabb. Dr. Maybaum hielt dem Entschlafenen einen würdigen Nachruf und apostophierte bei dieser Gelegenheit scharf die ablehnende Haltung unsrer Glaubensgenossen gegenüber der jüdischen Wissenschaft und ihren Trägern. „So lange der jüdische Gelehrte nicht nur nicht sorgenlos leben, sondern nicht einmal im Frieden sterben kann, ist die „Begeisterung" für die Wissenschaft des Judentums eitel Lüge und Heuchelei." Im Namen der Schüler des Entschlafenen sprach Dr. Hochfeld und im Auftrage des Litteraturvereins Rabb. Dr. Rosenzweig. — Joël Müller ist in der Ehrenreihe an der Seite Lewandowskis bestattet worden.

— **Die Stadtverordneten-Wahlen** in Berlin, welche dieser Tage vollzogen wurden, endeten mit einem Siege der liberalen oder sozialistischen Kandidaten. Die Antisemiten hatten für diese Wahlen, ermutigt durch die Erfolge ihrer Gesinnungsgenossen in Wien, große Anstrengung gemacht, um das „Rote Haus" zu stürmen, fielen aber kläglich ab. Das Resultat ihrer Agitation ist eine einzige Stichwahl mit einem Liberalen, in der die Chancen für den Antisemiten gleich Null sind.

— **Unerhört!** Den in Deutschland erscheinenden orthodoxen Blättern wird aus Rotterdam geschrieben, daß eine dortige jüdische Witwe, Mutter mehrerer Kinder, vor einigen Wochen den Bruder ihres verstorbenen Mannes geheiratet hat. Der Korrespondent schreibt wörtlich:

„Diese Thatsache wäre an sich schon dann grausig genug, wenn die Ehe nur ziviliter, ohne religiöse Trauung, geschlossen worden wäre. Nun hat aber, wie sich nachträglich herausstellte, thatsächlich eine derartige Trauung stattgefunden, und zwar am 7. Oktober in Bielefeld durch den dortigen Prediger, Herrn S. Moses. Und auch damit noch nicht genug! Als unser Oberrabbiner Dr. Ritter, der von der ganzen Affaire bis dahin nichts gehört hatte, durch eine Annonce davon Mitteilung erhielt, wandte er sich, in der stillen Hoffnung, daß hier doch ein Irrtum vorliege, an den Vorstand der jüdischen Gemeinde zu Bielefeld mit der Bitte um Auskunft, welche dann auch prompt in der Mitteilung (gez. Katzenstein) erfolgte, daß der betr. Prediger „mit unserem Einverständnis" die Trauung vorgenommen habe. Die Sache erscheint so unglaublich, daß ich nicht gewagt haben würde, Ihnen darüber zu berichten, wenn das betreffende Schriftstück mir nicht vorgelegen hätte."

Es ist keine leere Redewendung, wenn wir sagen, daß uns die Worte fehlen, um diesen Vorfall zu glossieren. Man denke: Eine Ehe, wie sie in Bielefeld geschlossen, ist nicht blos talmudisch, sondern biblisch ausdrücklich verboten. Da kommt ein Prediger, der nach seine Vorbildung kein Prediger, und ein Vorsteher, der in seinem Zivilverhältnis Bankier ist, und korrigieren Mose und die Propheten, und „segnen" oder lassen segnen eine Ehe, die nach der Bibel als Blutschande anzusehen ist! Gilt auch „Taußfaus Jontef" nichts mehr, die Bibel sollte doch auch in Westfalen gelten und selbst mit dem Einverständnis eines noch so reichen und noch so unberufenen Gemeindevorstehers nicht außer Geltung gesetzt werden dürfen! Hat doch selbst jeder Kegelklub Satzungen, die unverrückbar sind, die keines seiner Mitglieder übertreten darf! Oder glauben die Gesetzgeber in Bielefeld, daß Neologie und Anarchie Synonyma sind? U. A. w. g.

— **Lehrerverein.** In der letzten Versammlung der „Wissenschaftlichen Vereinigung jüdischer Schulmänner zu Berlin" fand nach Erledigung geschäftlicher Angelegenheiten ein höchst interessantes Referat über „die gegenwärtige Lage der isr. Lehrer und Lehrerinnen" statt. Der Referent, unser Vorsitzender, Herr Rektor Dr. Adler, wies in seinen Ausführungen auf zurückliegende, aber für die heutigen Verhältnisse sehr wichtige Verfügungen hin. Wenn auch bekanntlich kein Schul- und Unterrichtsgesetz vorhanden sei, so geben doch die betreffenden Verfassungsbestimmungen, sowie kultusministerielle Erlasse reiches Material für die Betrachtung der bisherigen Gepflogenheiten inbetreff der Stellung der israelitischen Lehrer und Lehrerinnen. Eingehend erörterte der Herr Referent, auf Berliner Verhältnisse übergehend, die Verfügung vom Jahre 1875, nach welcher auch an evangelischen Gemeindeschulen ordentliche Lehrer katholischen und jüdischen Bekenntnisses berufen werden können, wenn an den betr. Anstalten eine entsprechende konfessionelle Minderheit vorhanden sei. Im Jahre 1875 besuchten, wie Herr Dr. Adler erwähnte, 118 jüdische Knaben und 301 Mädchen, die Berliner Gemeindeschulen; zu dieser Zeit wurde auch der erste jüdische Gemeindelehrer Berlins angestellt. Von nun an vergrößerte sich die Zahl der jüdischen Schüler und Schülerinnen schnell, und mit ihr vermehrten sich auch die jüdischen Gemeindeschullehrer und -Lehrerinnen, wenn auch nicht in entsprechendem Maße, während nämlich auf 52,7 Kinder evangelischen und 15,7 Kinder katholischen Bekenntnisses eine Lehrkraft kommt, ist für 63,07 jüdische Kinder erst eine entsprechende konfessionelle Lehrkraft berufen worden. Der Referent ging sodann auf die Angriffe der gegnerischen Parteien gegen die Lehrkräfte, sowie auf die neuesten Verfügungen der Behörden ein und kennzeichnete die Stellung, welche die jüdischen Lehrkräfte und unsere Vereinigung demgegenüber einzunehmen haben. In der dem Referate folgenden sehr interessanten Debatte wurde allseitig den Ausführungen des Referenten zugestimmt. Hierauf gab der Vorsitzende Kenntnis von einem an die Vereinigung gerichteten Ersuchen der Vorstände der Religionslehrervereine Ostpreußens und des Regierungsbezirkes Köslin, einer Abänderung der Satzungen für die Delegiertenversammlung der Lehrervereine zuzustimmen. Die Vereinigung lehnte den betreffenden Antrag ab, ersuchte jedoch den Vorstand, bei dem D. J. G. B. die Zulassung je eines Delegierten der erwähnten Vereine zu befürworten. Sodann wählte die Versammlung eine Kommission, bestehend aus den Herren Dr. Fiegel, Flanter

und Neumann, um vorbereitende Schritte für den Empfang der Delegierten zu erwägen. Endlich wurde für die am 7. Dezember im Vereinslokal, Münchener Hof, Spandauerstraße 11/13 stattfindende Versammlung die Tagesordnung festgestellt, die u. a. einen Vortrag des Mitgliedes, Herrn Klein über „Religion und Moral" enthält. Der Verlauf des Abends zeigte den Eifer und die hingebende Arbeitsfreudigkeit Mitglieder für die gute Sache.

— **Frauen-Verein.** Der israelitische Frauen-Unterstützungs-Verein Berlin versendet soeben einen Aufruf, aus dem wir erfahren, daß der Verein bereits seit zwölf Jahren besteht. Sein Hauptzweck ist in erster Reihe, arme jüdische Wöchnerinnen und kranke Frauen zu unterstützen. Der Verein zählt zwar 1100 Mitglieder aus allen Gegenden Berlins, doch sind seine Einnahmen leider noch lange nicht ausreichend, da im Jahre 1894 nur 477 Gesuche Berücksichtigung finden konnten. Jetzt beabsichtigt der Verein ein eigenes Büreau einzurichten, in welchem täglich einige Damen die dringendsten Gesuche sofort erledigen und schnelle Hilfe gewähren können, wo durch Krankheit Not und Elend plötzlich eingetreten ist; auch soll die geplante Stelle als Sammelstätte dienen, an die der Ueberfluß an Wäsche und Kleidungstücken zur Verteilung an die Bedürftigen gesandt werden kann. Bei ihren Armenbesuchen erhalten die Vorstands-Damen des Vereins oft Bilder von einem Elend, das kaum zu beschreiben ist und welches zu lindern die öffentliche Armenpflege allein nicht vermag. Hier muß die Privatwohlthätigkeit eingreifen, die an bestimmte Normen und Gesetze nicht gebunden ist, welche die Not mildern kann, wo sie gefunden wird. Dazu bedarf es aber reichlicher Mittel, zu deren Erlangung der Vorstand an den Wohlthätigkeitssinn, an das gute Herz unserer Frauen appelliert. Durch einen beliebigen jährlichen Beitrag (der Mindestbeitrag beträgt drei Mark) kann jede Frau helfen, die auch bei unseren Glaubensgenossen im großen Maßstabe vorhandene Not zu mildern, und hier dürfte niemand fehlen, wo es gilt, helfend einzutreten für die vom Unglück, von Krankheit Verfolgten, für eheverlassene Frauen und die darbenden Kinder.

— **Die jüdische Gemeindeschullehrerinnen.** Der Vossischen Zeitung wird geschrieben:

„Das Vorgehen des Provinzialschulkollegiums gegen die jüdischen Lehrerinnen beginnt jetzt auch auf die an städtischen Gemeindeschulen fest angestellten Berliner Lehrerinnen sich auszudehnen. Nach einer Verfügung des Provinzialschulkollegiums soll binnen kurzem sämtlichen jüdischen Gemeindeschullehrerinnen der Unterricht in verschiedenen Fächern, besonders im Deutschen entzogen werden. Die jüdischen Lehrerinnen können nach dieser Verfügung in dem auf Klassensystem aufgebauten Gemeindeschulwesen entweder gar nicht mehr oder nur noch scheinbar das Ordinariat einer Klasse verwalten. Sie würden im Lehrkörper der Gemeindeschule als eine Art Hilfskräfte betrachtet werden müssen und dementsprechend nur eine untergeordnete Stellung einnehmen können. Mit solchen Maßnahmen geht das Provinzialschulkollegium gegen eine Kategorie von Lehrerinnen vor, deren Anstellung es seinerzeit ohne Vorbehalt bestätigt hat und von denen viele 12 Jahre und länger im Dienste der Stadt Berlin ihre besten Kräfte geopfert haben. Wird die städtische Schuldeputation nicht wenigstens ihre fest angestellten Lehrerinnen vor solcher Entwürdigung ihrer Stellung schützen?"

Hierzu bemerkt das Leibjournal Stöckers:

„Wir glauben gern, daß es den Juden Berlins und ihren Freunden allerdings sehr leid thut, daß jüdische Lehrerinnen nicht mehr an christlichen Schulen sollen unterrichten dürfen. In der That entspricht das doch nur der reinen Gerechtigkeit, wenn der Minister christlichen Schulen auch nur christliche Lehrer geben will. Jüdische Lehrer und Lehrerinnen mögen sich jüdische Schulen suchen. Da gehören sie hin. Würde sich wohl die Leitung einer jüdischen Schule damit einverstanden erklären, daß nicht jüdische Lehrkräfte an ihnen thätig seien? Es wäre von Wichtigkeit, festzustellen, ob die berühmte „jüdische Toleranz" darin schon vorgekommene Fälle nachweisen könne."

Wir sind in der angenehmen Lage, dem Stöckerblatte antworten zu können. An den Bildungsanstalten für jüdische Lehrer in Berlin und Hannover unterrichten auch nichtjüdische Lehrer. Auch werden an mehreren jüdischen Volksschulen in Westpreußen und Posen christliche Lehrkräfte beschäftigt. Hier also der gewünschte Beweis von jüdischer Toleranz — ohne Gänsefüßchen. Thuet desgleichen!

— **Unser Freund Ahlwardt** war neulich in Wien, um daselbst den nicht bestätigten und jetzt „aufgelösten" Bürgermeister Lueger zu feiern und bei dieser Gelegenheit seine Wenigkeit feiern zu lassen. Er hatte aber an der Donau kein Glück; mit Ausnahme des Stimmzettelfälschers Schneider, der allerdings zu Ahlwardt hinaufsehen muß, weil dieser ihm um so und so viel Monate Gefängnis voraus ist, wollte keine der antisemitischen Größen in Wien von dem Judenflinten-Fabrikanten etwas wissen. Sehr wenig glaubwürdig ist darum die Mitteilung der Deutsch-sozialen Blätter des Herrn Liebermann von Sonnenberg, nach welcher die Reise unseres Freundes nach Wien den Zweck verfolgt haben soll, eine Uebersiedelung A.'s und Böckels nach der österreichischen Reichshauptstadt in die Wege zu leiten. Eines freilich ist unzweifelhaft, nämlich das Herr v. L. Interesse hat, die beiden Konkurrenten im Urgermanentum loszuwerden.

— **Schweinhagen kommt!** Auf Requisition der Staatsanwaltschaft finden gegenwärtig zwischen dem hiesigen Auswärtigen Amte und den Wiener Behörden Verhandlungen wegen Auslieferung des Schriftstellers Schweinhagen statt, der im März vorigen Jahres wegen Beleidigung des Finanzministers Dr. Miquel und des Reichskanzlers Grafen von Caprivi abzüglich der in Anrechnung gebrachten Untersuchungshaft zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt wurde. Schweinhagen entzog sich der Verbüßung seiner Strafe dadurch, daß er sogleich, nachdem das Urteil rechtskräftig wurde, ins Ausland ging. Durch Briefkastennotizen im Antisemitischen Generalanzeiger aufmerksam gemacht, kamen die Behörden dahinter, daß Schweinhagen in Wien lebe und konnten so seine Auslieferung beantragen. Gegenwärtig befindet er sich in Wien in Präventivhaft.

— **Eine amüsante Reminiscenz.** Daß Stöcker Juden gelten läßt und jüdischen Patriotismus anerkennt, ist so amüsant, daß wir es hier feststellen wollen. Im Evangelischen Vereinshause zu Berlin hielt er 1876 einen Vortrag über den „religiösen Geist im Volk und Heer während des französischen Krieges". Diesen Vortrag nahm er 1885 in seine Sammlung „Christlich-Sozial" auf (Lpz. u. Bielefeld 1885. S. 277 f.), wo er neben seinen judenfresserischen Vorträgen steht. Darin heißt es (S. 284):

„Die Israeliten dachten nicht anders, auch sie ergriff der Strom religiöser Begeisterung. „Wir fühlen es, wir haben gesündigt, wie unsere Väter, — betete am Kriegsbußtag der Rabbiner von Köln, — Reue durchzuckt jedes Herz. Wende Dein Antlitz nicht von uns ab, wir müßten sonst vergehen. Dein Volk Israel und unsere deutschen Brüder alle, sie demütigen sich und liegen im Staub vor Dir." Mit einem aus tiefster Seele gesprochener Segen über Israel und Deutschland endete das ergreifende Gebet."

Im Jahre 1876 wußte Herr Stöcker noch, wie patriotisch die Juden sich 1870/71 benommen haben. Zwei Jahre später und Herr Stöcker begann die Hetze gegen die „unpatriotischen" Juden!

— **Konzert.** Am 8. Dezember veranstaltet der Kantor der Gemeinde „Ahawas Scholom", Herr D. Stabinsky im großen Saale des Handwerkervereins Sophienstraße 5 ein Künstlerkonzert, an dem außer dem seiner ausgezeichneten

Stimmmittel wegen bekannten Entrepreneur andere hervorragende Kräfte auf dem Gebiete der Vokal- und Instrumental-Musik mitwirken werden.

— **Noch einmal der christliche Staat.** Mit der Idee vom „christlichen Staat“ geht nun auch im christlich-orthodoxen „Reichsboten“ ein Theologe, namens Zahn (Bremen) gehörig ins Gericht. Er weist nach, daß „der Gedanke eines christlichen Staates in der Weltanschauung der ersten Christen keinen Raum hatte“ und daß Staatsfragen mit der Idee des Christentums nichts zu thun haben. In den Schlußsätzen sagt der Verfasser: „Der christliche Staat, hat v. Hofmann in seiner Weisung und Erfüllung schon vor 50 Jahren gesagt, ist eine Lüge. Der Staat ist eine von Gott gegründete, durch seine Geduld bewahrte, unter dem Einfluß der Geistesmächte in der Welt sich entwickelnde Gottesordnung, aber er bleibt ein natürliches Gemeinwesen, und man begeht an ihm und seinen Gliedern ein Unrecht, wenn man ihn als eine geistliche, christliche Gemeinschaft behandet.“

— **Oberrabbiner — Gödsche.** Eine alte Ente mit neuen Federn läßt die antisemitische „Reichspost“ in Wien auffliegen. Sie tischt am 13. Oktober die angebliche Rede eines „englischen Oberrabbiner's John Readclif“ aus dem Jahre 1880 auf, welcher unter anderem auch gesagt haben soll:

„Wenn wir uns zu alleinigen Besitzern alles Geldes der Erde gemacht haben werden, wird die wirkliche Macht in unsere Hände übergehen, und dann werden sich die Verheißungen erfüllen, welche unserem Vater Abraham gemacht worden sind u. s. w.“

Wie unsere Leser aus unseren mehrfachen Widerlegungen wissen, ist dies die berüchtigte Rede, die ein Großrabbiner im historischen Roman „Gaeta-Warschau-Düppel“ von Sir John Retcliffe hält, also eine erfundene Rede, eine erfundene Situation! Wie unsre Leser ferner wissen, ist der Name Retcliff ein Pseudonym des aus dem Waldeck-Prozeß bekannten Rechnungsrats Hermann Gödsche. Daß er dereinst zum „Oberrabbiner“ gemacht werden würde, hat sich der gute Gödsche sicherlich nicht träumen lassen.

— **Kriegserinnerung.** Da gegenwärtig mit vollem Rechte die Namen derjenigen Glaubensgenossen festgestellt werden, welche in den französischen Kriege sich ausgezeichnet haben, so möchte ich mir erlauben, den nachstehenden Divisionsbefehl der 11. Division, datiert St. Dénis, den 17. Juli 1871 mitzuteilen. Derselbe lautet wörtlich:

Divisions-Befehl.

Der Grenadier Max Karfunkel von der 2. Kompagnie des 1. Schlesischen Grenadier-Regiments Nr. 10 hat sich als Posten auf der Bahnhofswache in St. Dénis mit solcher besonderer Energie benommen, daß dieselbe hierdurch lobend anerkannt wird. Dieser Befehl ist sämtlichen Truppenteilen der Division bei Parole vorzulesen.

gez. v. Malachowski,
General-Major und Divisions-Kommadeur.

Hierbei ist noch zu bemerken, daß derselbe Grenadier am 25. Juli 1870, am Tage vor dem Ausmarsch nach Frankreich, zwei Kameraden mit eigener Lebensgefahr vom Tode des Ertrinkens gerettet hat. Herr Karfunkel lebt seit dem Feldzuge in Berlin als Redakteur. Ph. S.

*s **Lesebuch-Kommission.** Die von der Konferenz jüdischer Lehrer in der Provinz Hannover gewählte Kommission zur Erledigung der Lesebuchfrage tagte auf Einladung des Lehrers Spanier-Stolzenau am 7. Oktober d. J. in Falks Hotel. Die Kommission bestand aus den Herrn Seminar-Direktor Dr. Knoller-Hannover, Lehrer Stern-Hildesheim, Lehrer Spanier-Stolzenau, Hauptlehrer Reuß-Aurich, Hauptlehrer Levy-Norden; ein weiteres Mitglied der Kommission war wegen einer Reise verhindert an der Beratung teilzunehmen. Auf Zuruf übernahm Herr Dr. Knoller den Vorsitz und Reuß-Aurich die Schriftführung. Dr. Knoller ersuchte Herrn Spanier, der sich freiwillig der Ausarbeitung eines erschöpfenden Referats unterzogen hatte, um Verlesung seiner Arbeit. Spanier gab im Anschluß an seinen Vortrag folgende Leitsätze: 1. Der Mangel eines den gesetzlichen und pädagogischen Anforderungen der Neuzeit entsprechenden deutschen Lesebuches für jüdische Volksschulen erfordert, die Herausgabe eines neuen oder die Bearbeitung eines bereits vorhandenen guten Lesebuches. 2. In Erwägung dessen, daß es deutsche Lesebücher konfessionellen Charakters giebt, die obigen Anforderungen entsprechen, genügt die Bearbeitung eines solchen für jüdische Schulen. 3. Bei der Bearbeitung sind religiöse Stoffe gebührend zu berücksichtigen. 4. In anbetracht des bildenden Einflusses und des regen Interesses, mit welchem die Kinder Proben aus dem deutschen Drama lesen, sind geeignete Szenen aus den Meisterwerken deutscher Dramatiker, volkstümlichen Charakters, mehr als bisher sich in den deutschen Lesebüchern vorfinden, aufzunehmen. Nach einer längeren Debatte, an der sich Stern-Hildesheim, Reuß-Aurich, Knoller-Hannover beteiligten, wurden die Leitsätze 1—3 angenommen, der vierte aber abgelehnt. Nach fast dreistündiger Verhandlung wurde die Sitzung aufgehoben.

— **Lehrerkonferenz.** Der Verein jüdischer Lehrer der Ostprovinzen hält am 20. d. M. in Posen (Keilers Hotel) seinen siebenten Vereinstag mit folgender Tagesordnung ab: 1. Gesang: „Brüder reicht die Hand zum Bunde.“ 2. Begrüßung und geschäftliche Mitteilungen. 3. Rechnungslegung. 4. Besprechung der „Leitsätze für die Begründung eines allgemeinen Verbandes der deutsch-israelitischen Lehrervereine.“ 5. Unsre Ferienordnung. 6. Anträge und Sonstiges.

*n **Zweite Lehrerprüfung.** In der letzten Oktoberwoche fand am isr. Seminar zu Cassel unter Vorsitz des Geheimen Regierungs- und Provinzial-Schulrats Kannegießer, des Provinzial-Schulrats Sternkopf, sowie des Landrabbiner Dr. Prager die zweite Lehrerprüfung statt, bei der von 14 Kandidaten 10 die Berechtigung zu definitiver Anstellung erhielten. Bei schriftlichen Prüfung wurden folgende Themata bearbeitet: 1. im Deutschen: Wie ist die Pflicht der Schonung der Tiere und Pflanzen in der Volksschule zu behandeln 2. in Religion: Isaaks Opferung, eine katechetische Behandlung auf der Mittelstufe. 3. im Hebräischen: Hanna's Dankgebet. (Sam. 1. Kap. 2. V. 1—11.) 4. in der Naturgeschichte: Die Nadelbäume (Tanne, Kiefer und Fichte, Behandlung auf der Oberstufe.)

Hier und dort.

— Von dem bekannten Werk von Nahida Remy das jüdische Weib ist soeben die dritte Auflage erschienen. Dasselbe enthält folgende Vorrede der Verfasserin (Frau Professor Lazarus):

„Als ich dieses Buch schrieb, war ich Christin. Heute bin ich Jüdin; ich mußte Jüdin werden, nachdem ich durch meine Forschungen erkannt und vollends in meinen „Kulturstudien über das Judentum“ bekannt, was die jüdische Religion bedeutet. Die Gesinnung also, welche diese Werke diktierte, ist nicht nur dieselbe geblieben, sondern sie ist bestärkt und — besiegelt.“

— In einem Urteile hat das Reichsgericht ausgesprochen daß, wenn schmähende Angriffe gegen den Kapitalismus in die Form der Zehn Gebote gekleidet werden, darin die Beschimpfung einer Einrichtung der christlichen Kirchen und der jüdischen Religionsgesellschaft nicht gefunden werden kann.

— Das Amt des in den Ruhestand versetzten, verdienten Predigers der israel. Gemeinde in Duisburg Herrn D. Lazarus, ist Herrn Lehrer Nußbaum aus Wittlich übertragen worden.

— Am 2. d. M. starb der Sekretär der israel. Kultusgemeinde in München, Rechtsanw. Dr. Jacob Kohnstamm. Seit vielen Jahren als Sekretär der Gemeinde thätig, hat Dr. Kohnstamm zur Reorganisation der Gemeinde und zur Schaffung insbesondere der neuen Synagoge wesentlich beigetragen. Ein eingehender Kenner des Verwaltungsrechts und der Geschichte seiner Gemeinde, hat er als Verfasser der im Laufe seiner Amtsthätigkeit von der Verwaltung abgegebenen Schriftstücke sich als Meister der Sprache bewiesen und durch sein konziliantes Benehmen und seine Friedensliebe die Zuneigung fast sämtlicher Gemeindemitglieder, die Achtung der Behörden, mit denen er zu verkehren hatte, genossen.

— Die Gesellschaft für Sammlung und Konservierung von Kunst- und historischen Denkmälern des Judentums in Wien hat nun ihr

Museumslokal im Hause I. Rathausstraße 13 eröffnet. In der letzten Zeit sind ihren Sammlungen wertvolle Geschenke an Kunstwerken, Büchern, sowie Objekte von historischem Werte zugekommen. Demnächst werden diese Sammlungen zum öffentlichen Gebrauche freigestellt werden.

— Die Israelitische Ungarische Litterarische Gesellschaft giebt bekannt, daß die Konkurrenzwerke für die vom Ausschusse ausgeschriebene Preisfrage: „Die Geschichte der auf dem Gebiete von Budapest bestehenden isr. Religionsgemeinden" (den Preis von 1000 fl. hat Paul Tencer im Subskriptionswege aufgebracht) bis spätestens den 30. Juni 1896 beim Gesellschafts-Präsidenten Herrn Dr. Samuel Kohn (Hollógasse 4) einzureichen sind.

— Der neueste statistische Ausweis über die Sprachenkundigkeit der Bewohner der Hauptstadt Ungarns spricht ebensowohl für die leichte Amalgamierung wie für den höheren Bildungsgrad der Juden. Die ungarische Sprache, welche erst vor einem Vierteljahrhundert zur Unterrichtssprache erhoben wurde, wird jetzt gesprochen unter den Juden von 88,64 pCt., unter den Lutheranen von 81,62 pCt. und unter den Katholiken von nur 79,55 pCt. Deutsch sprechen unter den Juden 78,57 pCt., unter den Lutheranen 68,70 pCt. und unter den Katholiken 63,95 pCt. Die wenigsten Analphabeten finden sich unter den Juden, nämlich 20,49 pCt., die meisten unter den Katholiken.

— Der ungarisch-israelitische Landes-Lehrerverein beabsichtigt anläßlich des Millenniums die Herausgabe einer Geschichte der Entwicklung der vaterländischen israelitischen Schulen, welche einen treuen Spiegel der kulturellen Bestrebungen der ungarischen Judenschaft bieten soll.

— Dr. Wadimir Mardochai Haffkin, der berühmte russische Arzt, der früher im Pasteur-Institut wirkte, ist von Indien, wo er seine Anti-Cholera Impfung ausgeführt hat, nach Paris zurückgekehrt. Die indischen Blätter erklären einstimmig, daß Dr. Haffkin's Arbeiten von großem Erfolge begleitet waren, und vor seiner Abreise fand in der Medizinischen Gesellschaft zu Kalkutta ihm zu Ehren eine öffentliche Versammlung statt, wo statistisch nachgewiesen wurde, daß die Zahl der tötlich verlaufenden Cholerafälle abgenommen habe, seit Dr. Haffkin's Impfmethode eingeführt wurde. Dr. Haffkin wurde einst aus Rußland ausgewiesen, weil er ein Jude ist, und er hat seit damals in Paris seinen Aufenthalt genommen.

— Herr Luzzatti, der Ex-Minister und hervorragende Staatswirtschaftler, war auf dem Kongresse der Volksbanken, der jüngst in Bologna stattfand und von 600 Deligierten besucht war, der Gegenstand besonderer Ehrungen. Durch Zuruf wurde er zum Präsidenten des Kongresses gewählt, und seine Rede wurde am Schlusse durch jubelnde Zurufe, wie „Lang lebe der Apostel der Staatswirtschaft" unterbrochen. Die italienischen Volksbanken verdanken Herrn Luzzatti ihr Dasein; ihre Zahl ist seit 1870 von 50 auf 720 gestiegen.

— Im hohen Greisenalter ist Frau Mortara, deren Sohn 1857 gewaltsam getauft wurde, gestorben. Ihr Sohn, der Domherr ist, hat dem Begräbnis beigewohnt.

— Dieser Tage feierte Herr Oskar Chayeß den 25. Jahrestag der Begründung seines Instituts in Odessa und empfing zahlreiche Glückwünsche, darunter schmeichelhafte Briefe vom Gouverneur von Odessa, General Zelenoi und dem früheren Bürgermeister Marazli. Am Tage der Feier schenkte Herr Chayeß den städtischen Wohlthätigkeits-Anstalten, sowohl jüdischen wie nichtjüdischen, 15,000 Mark und spendete außerdem zahlreiche Einzelgaben für arme Leute in Odessa und Wien (wo Chayes geboren wurde).

— Ein interessantes Geschichtchen wird aus Tikonen, Gouver. Lomza, berichtet; es bietet wieder einen Beweis für die freundlichen Gefühle, die Graf Schuwalow, der General-Gouverneur von Polen, für die Juden empfindet. Anläßlich der Herbstmanöver in Tikonen, sandte der General-Gouverneur nach den Zöglingen der jüdischen Schule und veranlaßte sie, mehrere Lieder zu singen. Graf Schuwalow und der Gouverneur von Lomza waren so entzückt von den Vorträgen, daß sie den Kindern Zuckerwerk kauften. Graf Schuwalow händigte dem Lehrer außerdem eine Summe Geldes ein, damit er den Kindern einen Schmaus gebe. Als er merkte, daß eines von den Mädchen, namens Gold, ein besonderes musikalisches Talent zeigte, befahl der Graf, daß es nach Warschau geschickt werden solle, wo er es auf Staatskosten in der kaiserl. Akademie für Musik ausbilden lassen will.

— Die Stadt Lodz hat durch den Tod des Herrn Hermann Konstadt, Vizepräsidenten der jüdischen Gemeinde, einen ihrer hervorragendsten Bürger verloren. Die Stellung, die er in der Stadt einnahm, kann nach dem Umstande beurteilt werden, daß er Ehrenbürger, Ehrenmitglied des Stadtrats und Ehren-Schulinspektor war. Herr Konstadt soll in seinem Testamente zu wohlthätigen Zwecken 1 Million Rbl. ausgesetzt haben.

— Seit mehreren Tagen zirkulieren in Petersburg Gerüchte über eine Judenhetze in Kutais am 29. v. M., die sich als richtig erweisen. Durch einen unwesentlichen Streit zwischen einem alten Weibe und einem jüd. Knaben entstand ein Tumult von solchen Dimensionen, daß der Gouverneur Kosaken requirieren mußte. Bis 2 Uhr nachmittags wurde demoliert, dann trat Ruhe ein, welche aber schon um 4 Uhr wieder gestört wurde. Bis 9 Uhr abends dauerten die Angriffe auf die jüdische Bevölkerung fort. Mehrere Juden sind gefährlich verwundet worden. Erst durch das Einschreiten eines Bataillons Infanterie und Verstärkung der Kosaken konnte die Ruhe wieder hergestellt werden. Am folgenden Tage mußten sämtliche jüdischen Magazine geschlossen bleiben. Das von den Juden bewohnte Stadtviertel ist von Truppen ceriniert.

— Der „Grajhd." meldet, daß ein Befehl des Dirigierenden Senats veröffentlicht worden ist, nach welchem diejenigen Juden, welche in den Rayons ihres beständigen Aufenthalts während der Dauer von fünf aufeinanderfolgenden Jahren Handelsscheine 1. Gilde gelöst haben, berechtigt sind, als Kaufleute 1. Gilde auch in den Städten im Innern des Reichs zu leben.

— Die Zahl der Juden, die auf den Hochschulen Rußlands für das Jahr 1895/96 ist im einzelnen folgende: In der Universität Petersburg wurden von 192 Bewerbern 26 berücksichtigt; im technologischen Institut dieser Stadt fanden 5 Aufnahmen, von 241 Eingaben; in der Universität Moskau 17 Aufnahmen, von 149 Eingaben; im technologischen Institut derselben Stadt 19 Aufnahmen bei 178 Anfragen; in der Universität Kiev 38 von 249; in Odessa 14 von 169; in Kasan 3 von 76; in Tomsk 2 von 83; in Warschau 27 von 241; in Dorpat endlich 7 von 114.

— Die türkische Regierung hält das Verbot der Einwanderung fremdländischer Juden nach Palästina noch immer aufrecht. Ein dreißigtägiger Aufenthalt in Palästina ist Israeliten nur gestattet, um die heiligen Orte Jerusalem, Hebron, Tiberias und Safed zu besuchen; doch müssen sie bei der Landung in Jaffa der Hafenpolizei Sicherstellung leisten, daß sie nach 30 Tagen das Land verlassen. Die von den türkischen Verwaltungsbehörden allein angenommene Sicherstellung ist die Stellung eines Bürgen in der Person eines ottomanischen Unterthanen; sind die Eintrittswerber außerstande, einen solchen beizubringen, so werden sie zur Landung nicht zugelassen.

— In der Okupationsarmee in Madagaskar befinden sich mehr als 60 jüdische Soldaten, die nachweislich ausnahmslos in hervorragender Weise die Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten sich erworben haben. Sowohl bei den anstrengenden, auftreibenden Märschen in's Innere, als auch bei allen Gefechten gegen die Eingeborenen thaten sie sich durch besondere Opferwilligkeit und Mannesmut hervor. Elf davon haben demgemäß besondere militärische Auszeichnungen erhalten.

Brief- und Fragekasten.

— Herrn Dr. B., hier. Ihre Mitteilung hat uns lebhaft interessiert und wird auch unsre Leser ungemein interessieren. Also: die „evangelischen Eltern" des Herrn Prof. Heinrich Oppenheim sind auf dem jüdischen Friedhof in Hamburg bestattet, und der älteste Bruder des Herrn Professors, der „schon von evangelischen Eltern" ist, Herr Siegmund O. in Manchester, ist Vorsteher der — horribile dictu! — jüdischen Gemeinde daselbst! Es scheint, daß unsre in der ersten Erwiderung dem Herrn Professor gestellte Diagnose richtig war.

— Herrn Pred. G., Camen. Die homiletisch-pädagogische Beilage unsres Blattes erscheint vom nächsten Quartal — vergrößert und verbessert. Die in unsrer Mappe lagernden fachwissenschaftlichen Arbeiten werden alsdann sämtlich erscheinen.

— Herren Gebr. W., Borgholzhausen. Anstatt die Bettelbriefe aus Galizien an uns zu senden, werfen Sie sie in Ihren Papierkorb. Wir wiederholen: Die Bittsteller sind ausnahmslos Professions-Bettler, die momentan Ihre Stadt und Umgegend „bearbeiten".

Wochen-	Nov. 1895.	Cheschw 5656.	Kalender.
Freitag . . .	15	28	
Sonnabend . .	16	29	תולדות (Sabb.-Ausg. 4,55).
Sonntag . . .	17	30	[Neumondweihe.]
Montag . . .	18	1	Rosch Chod. Kislev.
Dienstag . . .	19	2	
Mittwoch . .	20	3	
Donnerstag . .	21	4	
Freitag . . .	22	5	

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Freitag, den 15. November in allen Synagogen Abends 4½ Uhr.

Sonnabend, den 16. Novemb. in der alten Synagoge Morgens 8½ Uhr, in den übrigen Synagogen Morgens 9 Uhr.

Predigten Vormitt. 9½ Uhr. Alte Synag. Herr Rabb. Dr. Rosenzweig.

Vorm. 10 Uhr Lindenstr.-Synag. Herr Rabb. Dr. Weisse.

Jugendgottesdienst: Nachm. 3½ Uhr Kaiserstr.-Synagoge, Herr Rabbiner Dr. Stier.

Abendgottesdienst 4¾ Uhr.

Gottesdienst an den Wochentagen: Alte Synag. u. Kaiserstr.-Synag. Morg. 7 Uhr. Neue Synag. u. Lindenstr.-Synagoge Morg. 7½ Uhr, Abends in allen Synag. 4 Uhr.

Sitzung der Repräsentanten-Versammlung: Sonntag, den 17. November, Vorm. 11 Uhr im Sitzungssaale Oranienburger-Straße 30.

Vakanzen.

Ratibor: Baldmögl. erst. K., ferner gepr. Rl. Bewerb. die beiden Aemter verein., bevorzugt.

Wittlich: Per sof. El., Rl., K., Sch. Eink. 1500 Mark. Meld. an S. Bender.

Straßburg (Els.): Chordirig. Meld. an Vorst. Bauer, Franziskanergasse 1.

Lechenich (bei Köln): El. K. Geh. nach Uebereink. Meld. an Jacob Simon.

Erfelden a. Rhein. Zum 1. 12. L., K., Sch. Fix. 550, Nbk. 400 Mk., fr. W. u. Heiz.

Merzig a. Saar. Zum 1. 2. 96. gepr. Rl., K., Sch. Befähig. zur Leit. eines Chores u. Pred. Fix. 1200, Nbk. 8—900 Mk. Meld. an Benzin Weil.

Düdesheim, Obhess. Sof. unverh. sem. geb. L., K., Sch. Fix. 900, Nebk. ca. 300 Mk. Meld. an Ferd. Frank I.

Landsberg Ostpr. Sof. Kultusb Fix. 900, Nbk. mind. 200 Mark. Meld. an Ad. Robert.

Adelsdorf (Oberfrank.) L., K., Sch. Fix 900 u. Nbk. Meld. an Abr. Wassermann.

Strelno. Zum 1. 3. 96. K., Sch., Kore, der Hattara besitzt.

Berlin, Verein Ahawas Rëim. Zum 1. 3. 96. Pred. Anfangsgeh. 1500 Mk. u. Nbk. Meld. an H. Egers, Prinzenstr. 41.

In hiesiger Gemeinde ist die Stelle als

Vorbeter, Schächter und Religionslehrer

sofort zu besetzen.

Gehalt 700 Mark incl. freier Wohnung und ca. 150 bis 200 Mk. Nebeneinkünfte.

Sandersleben, 1. November 1895.

Der Vorstand.

Israelit. Mädchenheim

Berlin, C., Gormannstr. 3, Ecke Weinmeisterstr.
(Auch Auswärtige werden zugelassen.)

Eröffnung 1. Januar 1896.

Pensionspreis monatlich 30 Mk. und 2 Mk. für Benutzung allgemeiner Einrichtungen. Gesellschafts- u. Musikzimmer, Bibliothek, Vortragsabende, **Haushaltungsschule,** Benutzung der Badeeinrichtung 2c. Gesuche um Prospekt sind zu richten an die Direktion des Israelitischen Heimathauses

Hermann Abraham.
Alte Jakobstr. 57/59.

Möbel-Fabrik

Rüssmann & Bloch,
Berlin SW., Jerusalemerstr. 11/12,
am Dönhoffsplatz.

Reichste Auswahl von

Holz- und Polster-Möbeln.

Komplete Wohnungs-Einrichtungen in jeder Styl- und Holzart von der einfachsten bis zur elegantesten Ausführung. **Fabrikpreise. Koulanteste Zahlungsbedingungen.**

Die hiesige jüdische Gemeinde sucht zum 1. Januar 1896 einen

Kultusbeamten

der die Funktionen als **Schächter, Kantor** und **Religionslehrer** zu versehen hat.

Gehalt 900 Mk., Nebeneinkommen 600 Mark. Bewerber wollen ihre Zeugnisse miteinsenden.

Wormditt Ostpr., den 25. 10. 1895.

Der Synagogen-Vorstand
Philipp Lewinsohn jr.

Zum 1. April 1896 wird für die hiesige Gemeinde ein junger unverheirateter

Religionslehrer,
der Vorbeter und Schächter

ist gesucht. Anfangsgehalt 1000 Mk. Bewerbungen sind zu richten an den Vorstand der isr. Gemeinde zu Wolfenbüttel.

Wolfenbüttel, den 23. 10. 95.

B. Cohn.

In meinem Verlag erschien soeben:

Grabreden

gehalten von **Dr. N. Brüll s. A.** Rabb. d. isr. Gem. Frankfurt a. M. Aus s. Nachlasse herausgegeben.

Preis Mk. 1,50.

25 kurze Grabreden für die verschiedensten Fälle, gleich ausgezeichnet durch Inhalt, Form und schwungvolle Sprache.

Frankfurt a. M. J. Kauffmann.

Ich suche **per sofort** einen

Vertreter

der Cantor שוחט und Religionslehrer sein muß. Convenierendenfalls wird demselben eine sehr gute Stelle übertragen werden. **Sofortige** Meldungen nimmt entgegen

Rabb. **Rawitscher,** Sorau N.-L.

Gustav Klitscher.

Ninette im Schnee

... von entzückendem Uebermut u. durch schalkhafte Grazie gemilderter Frivolität. Wer den Verfasser nicht kennt, wettet auf einen echten Maupassans . . urteilt **Albert Traeger** in der Freisinnigen Ztg.

Ninette im Schnee

. . . Fin de siècle-Esprit, durch und durch geistreich, witzig u. nervös . . . sagt **Manuel Schnitzer** im Berl. Local-Anzeiger.

Ninette im Schnee

. . . Bilder aus dem modernen Grossstadtleben, von beissender Satire, durch überlegenen Humor gemildert . . . heisst es in der Kritik der Leipziger Ztg.

Ninette im Schnee

ist für 2 Mk. zu beziehen durch alle Buchhandlungen und die

Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft.
Berlin W. 41, Kronenstr. 61.

Gute Heirat!

Für einen gebildeten u. tüchtigen jungen Mann aus feiner Familie in einer Stadt von 12 000 Einw., der das alte gut eingef. Geschäft seines verstorbenen Vaters seit 1½ Jahren übernommen und nachweisen kann, ein Einkommen von 8000 Mk. jährl. zu haben, suche ich ein hübsches, gebild. Mädchen aus feiner Fam. mit einem Vermögen von 30—35 000 Mk. Schadchonim verbeten. Offerten beliebe man an die Exp. d. Blattes unter Chiffre **B. M. 17** abzugeben.

Für eine hiesige angesehene Familie suche ich zum baldigen Eintritt eine tüchtige, gepr.

jüdische Erzieherin

für Kinder im Alter von 7 bis 14 Jahren.

Dieselbe muß die Ueberwachung der Schularbeiten und die körperliche Pflege der Kinder mit übernehmen können.

Bewerberinnen müssen der engl. und französischen Sprache mächtig und etwas musikalisch sein. Familienanschluß zugesichert.

Offerten mit Zeugnissen u. Photographie unter Angabe der Gehaltsansprüche an

Prediger L. Wolff,
Aschersleben.

כשר

Fleisch- und Wurstwaren-Fabrik

H. Selow

Brücken-Straße No. 6a
Fernspr.-Amt VII, 1721

empfiehlt Prima **Fleisch-** u. **Wurstwaren** zu soliden Preisen.

ff. Aufschnitt.

Täglich 2mal frische Würstchen.

G. Herbert, Berlin S.W. 13, Alte Jacobstr. 5. Filiale **Basel,** Kaufhausgasse 7. Aelteste Werkstätten für **Ornate,** für **Rabb., Prediger, Kantoren, Richter** u. **Rechtsanwälte** 2c. liefert in allen Preislagen zu soliden u. festen Preisen. Feinste Referenz. Bequeme Theilzahlungen. Fernsprecher-Amt IV 1255.

Die Schablonen
der 26 hebräischen Buchstaben

zur raschen Anfertigung von Grabaufschriften und Wimpeln (מפה) versendet

für 5 Mk. 20 Pf.

B. Kahn, Lehrer,
Lahr i. B.

Kaufhaus

Hermann Engel

Berlin NO., Landsbergerstr. 87.

! Die Ausstellung der Spielwaren beginnt Freitag, 15. November. !

Soeben ist ein grosses Lager **Neuheiten in Seidenstoffen** eingetroffen, von denen als sehr preiswert empfehlen können:

50/51	ctm. reinseidenen Damassé in allen Farben	Meter			2,75
49	„ „ „ schwarz	„			2,—
54/55	„ „ Brocates, schwerste Qualität	„	5,—	5,50	6,—
50/51	„ „ Rayes, Damassés, Taffetas façonnés	„		2,—	2,25
50/51	„ schwarz reinseidene Kleider-Merveilleuse	„		1,75	2,25
54/55	„ weiss reinseidenen Damassé zu Brautkleidern	„			4,50
58/60	„ schwerste Gold- u. Silber-Brocates zu Cour- u. Gesellschaftsroben	„		10,50	12,—

Grosses Sortiment

in Kleiderstoffen, Leinen, Wäsche, Gardinen, Möbelstoffen, Portièren, Teppichen, Pelz- und Schuhwaren.

Gekaufte Waren, welche nicht gefallen, werden gegen Rückerstattung des dafür gezahlten Betrages anstandslos zurückgenommen.

L. Katz & Cie.

Ecke König- u. Spandauer-Str., gegenüber dem Rathause.

Friedrich-Str. No. 204, Ecke Schützenstr.

Unsere Reclame-Artikel:
Complete Küchen-Einrichtung in Glas, Porzellan, Steingut, Email, Stahl, Britania, Holz- u. Bürstenwaren
130 Teile für nur **35 Mark.**
Specificierte Aufstellung gratis.

Unsere Reclame-Artikel:
Complete Küchen-Einrichtung in Glas, Porzellan, Steingut, Email, Stahl, Britania, Holz- u. Bürstenwaren
130 Teile für nur **35 Mark.**
Specificierte Aufstellung gratis.

Unsere Specialitäten:

Speise-Service
blau Zwiebelmuster
f. 6 Pers. 30 T. M. 6,50
f. 12 „ 54 „ „ 10.—
weiss echt Porzellan
f. 6 Pers. 30 T. M. 9,30
f. 12 „ 54 „ „ 15,50

Speise-Service
echt Porzellan
fein decor.
f. 6 Pers. 30 T. M. 25,—
fein decor.
f. 12 Pers. 60 T. M. 45,—
fein decor.
f. 12 Pers. 46 T. M. 29,50

Waschseife
Wachskernseife
4 Pfd. 50 Pfg.
marm. Kernseife
3 Pfd. 50 Pfg.
Ia Oberschalseife
3 Pfd. 95 Pfg.

Wasch-Service
weiss
à M. 1,— u. M. 2,—
blau à M. 1,45
Majolica
à M. 1,85 u. M. 3,75
Majolica, bunt decor.
M. 5,75

Kaffee-Service
blau Zwiebelmuster
für 2 Pers. M. 0,80
„ 6 „ „ 2,—
echt Porzellan
f. dec. f. 6 Pers. M. 2,75
ff. „ „ „ 4,50

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin in Berlin. — Druck von E. Wertheim, Berlin NW 7, Friedrichstr. 94. Exped.: Gr. Hamburgerstr. 21